1,60 DM / Band 209
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Gruft mit dem Höllenauge

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- Lm. / Spanien P 70



Die Gruft mit dem Höllenauge

John Sinclair Nr. 209

von Jason Dark

erschienen am 06.07.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Gruft mit dem Höllenauge

Jeder Mensch hat Träume. Mal gute, mal schlechte. Die guten Träume lassen ihn positive reagieren, die bösen verärgern ihn und steigern seine Angst. Seit Jahrhunderten machen die Menschen für die schrecklichen Träume ein Wesen verantwortlich. Den Alp! Gibt es ihn wirklich? fragte ich mich, denn ich hatte ihn noch nie gesehen, bis ich eines Besseren belehrt wurde. Mich packte das blanke Entsetzen, als ich erfuhr, daß der Alp meinen Namen trug.

Eine plötzlich auftretende Windbö schüttelte das Segelflugzeug so durch, daß der Pilot nicht mehr dazu kam, gegenzusteuern. Über den linken Tragflügel schmierte das Flugzeug ab.

Frank Evans rutschte fast das Herz in die Hose. Seine Blicke glitten über die Instrumentenanzeige. Rapide verlor er an Höhe. Der Wind fiel gegen die Flugmaschine und packte sie wie gierige Hände.

»Verdammt, verdammt!« fluchte Evans, »die Mühle kriege ich nicht mehr hoch!«

Und in Gedanken fluchte er weiter. Es war eine Schnapsidee gewesen, sich in die Maschine zu setzen und zu starten. Das nur wegen dieser blöden Wette, die er und seine Kumpane am Abend zuvor geschlossen hatten. Er hörte sich jetzt noch reden, wie er angegeben hatte, welch ein guter Flieger er doch war. Heimlich war er gestartet, nur seine Kollegen waren mitgekommen. Zu Beginn ging alles glatt, dann war er in den verfluchten Frühjahrssturm geraten, der seine fliegerischen Pläne zunichte machte.

Jetzt mußte er zusehen, daß er mit heilen Knochen die Notlandung überstand, denn eine normale würde es nicht geben, und zum Flugplatz konnte er auch nicht mehr.

Er schaute in die Tiefe.

Dunkelheit im Norden. Dort lagen die Hügel, da wuchs der Wald, und die Bäume standen dicht an dicht. Dort konnte er nicht landen, es sei denn, er war lebensmüde.

Also nach Westen.

Als er den Kopf drehte, sah er die Lichter. Sie funkelten unter ihm wie winzige Sterne. Der Name des Ortes hieß Maghel und lag nicht weit von einem kleinen See weg. Natürlich konnte Evans nicht auf dem Wasser landen, aber gleich in der Nähe des Sees befanden sich große Schafsweiden, dort mußte er die Mühle runterkriegen.

Im Westen braute sich etwas zusammen. Trotz der Dunkelheit sah er die gewaltigen Wolkenberge. Düster und drohend lagen sie dicht unter dem Himmel, eine geballte Masse an Gefahr, ihm vorkommend wie das Maul eines riesigen Ungeheuers, das bereit war, ihn mit Haut und Haaren zu verschlingen.

Er mußte hinein. Wenn er die Wiesen erreichen wollte, gab es keinen anderen Weg.

Ein wenig hatte sich das Flugzeug wieder gefangen.

Der erste Schrecken war vorbei. Frank klopfte gegen das Armaturenbrett. »Halt dich tapfer, alte Lilly«, murmelte er. »Wir wollen beide heil unten ankommen.«

Als hätte das Flugzeug seine Worte verstanden, so neigte es die Schnauze nach vorn und gehorchte plötzlich wieder dem Ruder. Evans fiel ein Stein vom Herzen. Er achtete auf den Wind und den Höhenmesser. Die Geräusche des Flugwindes kannte er, sie waren ihm

nicht neu, und allmählich trocknete auch der Schweiß auf den Innenflächen seiner verkrampften Hände.
Er wollte auch nicht mehr steigen, obwohl das sicherlich geklappt hätte.
Je höher er vom Boden entfernt war, um so unsicherer verhielt es sich mit der Landung.
Behutsam jonglierte er mit dem Höhenruder. Ja, es klappte, die Maschine gehorchte ihm. Gute, alte Lilly. Obwohl sie bereits mehr als fünfzehn Jahre auf dem Buckel hatte, war sie noch ausgezeichnet in Schuß, und Evans atmete tief durch.
Die Lichter wurden größer. Er flog in direktem Kurs nach Westen, mußte allerdings bald nach Süden hin ausweichen, um den Landeplatz zu finden.
Auch die Wolkenbank näherte sich. Sie war wirklich dunkler als der Himmel, der ein seltsames Grau zeigte, nicht zu hell und nicht zu düster und bei dem Frank das Gefühl hatte, als wäre es von schweflig gelben Schlieren durchzogen.
Frühjahrsgewitter waren gefährlich. Die stellten oft die gesamte Natur auf den Kopf, da mußte man höllisch achtgeben.
Da war schon die nächste Bö. Sie griff unter das Segelflugzeug, hob es regelrecht an und stellte es fast waagerecht hin, so daß Evans in Gefahr geriet, einen unfreiwilligen Looping zu vollführen.
Dazu allerdings kam es zum Glück nicht mehr. Eine Gegenbö drückte das Flugzeug wieder zurück, schüttelte es dabei aber so durch, daß der Pilot fast die Orientierung verlor.
In diesen schrecklich langen Sekunden wußte er, daß er es nicht schaffen konnte. Nein, das war einfach nicht drin, er bekam die Maschine nicht mehr in den Griff, denn der Wind hatte sie voll in diese Regen-und Gewitterfront hineingetrieben.
Zuerst kam der Regen.
Als hätte man Erbsen über dem Flugzeug ausgegossen, so sehr klatschten die dicken Tropfen auf die Außenhaut. Es war ein monotones Hämmern und Prasseln, das in den Ohren des von Panik geschüttelten Piloten dröhnte.
Er saß wie auf einer Rüttelschiene. Den Kopf eingezogen, den Körper angespannt, und er lauerte darauf, daß etwas geschah. Vielleicht ein Wunder.
Der Wind heulte wie ein waidwundes Tier. Er jaulte über die Tragflächen und die wie geduckt wirkende Kanzel. Er spielte auch mit dem Leitwerk.
Als der erste Donnerschlag erklang, hatte das Segelflugzeug schon bedrohlich an Höhe verloren. Wie durch ein Wunder hielt es noch den Kurs mit nur geringen Abweichungen.
Frank Evans begann zu beten. Er fühlte sich so hilflos in dieser Hölle

aus Regen, Blitzen und Donner.
Vor allen Dingen waren es die Blitze, die so schnell aus den Wolken fuhren, als wollte einer den anderen einholen. Sekundenlang war der Himmel um das Flugzeug herum von einem geisterhaft fahlen Leuchten erhellt, das die Wolken seltsam bleich erscheinen ließ und in Frank Evans die Erinnerung an urwelthafte Monstren hervorriefen.
Es war die Hölle, und er befand sich mitten drin.
Über Maghel mußte er hinwegkommen. Die Maschine trudelte schon wie ein loses Blatt Papier über die Dächer. Evans wurde es schlecht. Nie zuvor hatte er dieses Gefühl gespürt, nun aber hing ihm der Magen bereits in der Kehle.
Als er plötzlich den Schornstein der alten Fabrik sah, dachte er, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Vom Boden aus hatte er immer so schmal und lang ausgesehen, nun aber tauchte er in seinem gesamten Umfang vor ihm auf, und er kam ihm vor wie eine höhnisch grinsende Wand. Das Ruder zu halten, hatte keinen Sinn mehr, es gehorchte ihm sowieso nicht, und Evans konnte das Verderben einfach nicht mit ansehen. Er schlug beide Hände vor sein Gesicht und wartete auf den alles zerschmetternden Aufprall.
Das Schicksal meinte es gnädig und gewährte ihm eine Frist. Eine Fallbö schleuderte das Flugzeug herum. Es schmierte zur rechten Tragfläche hin ab und fegte um Haaresbreite an dem gewaltigen Wulst des Schornsteins vorbei.
Das ging noch einmal glatt.
Als Frank Evans die Augen öffnete, sah er nicht mehr den Schornstein vor sich, sondern wieder den schwarzen, von Blitzen hin und wieder aufgerissenen Gewitterhimmel, und der von hinten drückende Wind schob das Flugzeug in die Wand hinein.
Ein gewaltiger Donner rollte über das Land. Er kam Evans vor wie das Lachen des Teufels, und in einer Hölle steckte er auch, die noch einmal sämtliche Pforten öffnete. Der Regen wurde zur Sintflut. Dicht wie ein Vorhang kippten die Wassermassen vom Himmel. Zu sehen war nichts mehr, alles verschwamm in einem tristen Grau, selbst die Lichter konnte Frank nicht mehr erkennen, als er nach unten schaute. Oder war er schon hinter der Stadt?
Sein Segelflugzeug wurde zum Spielball der Gewalten, die er nicht kontrollieren konnte. Und sie sorgten auch für das Ende der guten alten Lilly.
Als ein regelrechter Sturmstoß der Regenschleier etwas lichtete und Evans wieder einigermaßen freie Sicht bekam sah er die dunklen Schatten unter sich.
Bäume! schrie es in ihm.
Da geschah es.
Das Leitwerk des Flugzeugs bekam zuerst Kontakt. Es jagte in die

blattlosen Kronen hinein und zerfetzte Äste sowie Zweige, als wären es Zündhölzer.

Allerdings bekam auch das Leitwerk sein Fett mit. Ein Rad verlor plötzlich Kontakt und wirbelte irgendwie in die Dunkelheit. Stützen brachen. Ein hochwachsender, ziemlich starker Astwirrwarr reagierte wie ein gespanntes Netz. Die alte Lilly wurde förmlich von ihm aufgefangen.

Die Kräfte der Physik reagierten. Aktion gleich Reaktion. Wirkung entspricht Gegenwirkung.

Die Gegenwirkung bekam Frank Evans voll zu spüren. Wurde das Segelflugzeug wie von einem Netz fast gehalten, so schüttelte die Rückwirkung den Piloten durch.

Sein Körper gehorchte ihm plötzlich nicht mehr. Andere Kräfte spielten mit ihm, drückten ihn herum, schleuderten ihn, rissen ihn nach vorn, warfen ihn wieder zurück, und wäre der Gurt nicht gewesen, hätte es schlecht für ihn ausgesehen.

Er hörte sich selbst schreien und dachte, es wäre ein Fremder. Splittern von Glas, ein widerliches Kreischen, dazwischen der Donner, die hellen Blitze, ein Inferno wie es im Buche stand, und Frank Evans kam sich als Mittelpunkt vor.

Die Maschine fing sich nicht mehr. Der starke Baum hatte ihr den Rest gegeben.

Die Eigengeschwindigkeit schleuderte sie dennoch nach vorn und über eine Mauer hinweg.

Sie fiel dabei schräg, berührte mit der rechten Tragfläche zuerst den Boden, schlug dann in ihrer gesamten Länge auf, drehte sich ein paarmal wie ein Kreisel um die eigene Achse und rasierte voll über das alte Gräberfeld eines Friedhofs hinweg, wo sie Sträucher, Büsche, Blumenbeete und auch Grabkreuze zerstörte.

Mit der deformierten Nase hieb sie gegen einen sehr hohen Grabstein.

Er stoppte sie endgültig. Ein letztes Mal ging ein schweres Beben und Ächzen durch das Segelflugzeug, als würde es noch einmal tief Luft holen, aber das nutzte alles nichts.

Die gute, alte Lilly war nur noch Schrott. Über die gläserne Haube der Kanzel liefen Sprünge. Hätte jemand in das Cockpit geschaut, so hätte er den blutüberströmten Piloten sehen können.

Frank Evans hatte von dem endgültigen Aus seiner Lilly nichts mehr mitbekommen.

***

Von keinem war der Absturz bemerkt worden. Der grollende und manchmal auch hell peitschende Donner hatte alles übertönt. Und Menschen befanden sich bei diesem Wetter sowieso nicht auf den

Straßen. Sie hielten sich lieber in den Häusern auf.

Und nachts einen Friedhof zu besuchen, das taten sowieso nur Verrückte oder Lebensmüde, denn wer die Ruhe der Toten störte, konnte leicht verflucht werden.

So blieb Frank Evans allein.

Allein in seiner Bewußtlosigkeit. Er mußte einen besonders guten Schutzengel gehabt haben, denn er hatte den Absturz der Maschine tatsächlich überstanden und das, obwohl er ohne Helm geflogen war.

Der Regen prasselte weiterhin auf die Trümmer des Segelflugzeuges nieder, nur das Gewitter hatte sich verzogen. Es war nur sehr kurz gewesen und grollte über dem See.

Zuerst spürte Frank Evans die Feuchtigkeit. Sie tropfte gegen seine Stirn und rann langsam an seinem Gesicht entlang. Er wollte es nicht wahrnehmen, doch als das Tropfen nicht aufhörte, da dämmerte es ihm langsam, daß er gar nicht tot war, sondern noch lebte.

Er öffnete die Augen.

Rauschen und Prasseln um ihn herum.

Jemand hatte ein Tuch vor seine Augen gelegt, das eine graue Farbe besaß. Mühsam hob Frank Evans die rechte Hand, damit er das Tuch wegwischen konnte. Das Grau blieb, da tat sich nichts.

Was war nur geschehen?

Frank Evans stöhnte auf. Plötzlich zitterte er, und gleichzeitig spürte er auch die Schmerzen, die seinen gesamten Körper umfaßt hielten. Er kam sich vor wie eingepackt. Als er Luft holte, schmerzten seine Rippen so sehr, daß er überhaupt nicht durchatmen konnte und steif sitzenbleiben mußte.

Er probierte, wie er sich überhaupt bewegen konnte. Ja, die Arme ließen sich anheben, da ging alles glatt, und als er noch einmal über sein Gesicht wischte und sich danach die Hand anschaute, sah er das Blut auf seinen Fingern.

Sein Blut!

Er fühlte weiter nach und fand die dunkle, klebrige Flüssigkeit überall im Gesicht verteilt. Auch die Wunden ließen sich ertasten. Sie lagen auf der Stirn und an den Wangen.

Aber er lebte. Das allein zählte. Wie viele Piloten bei Flugzeugabstürzen ums Leben gekommen waren, konnte er nicht sagen, nur er gehörte zu den wenigen, die nicht gestorben waren.

Das erfüllte ihn mit Glück, und er begann plötzlich zu lachen. Auf einmal löste sich die Anspannung, wobei er auch die Schmerzexplosionen in seinem Gehirn ignorierte, die durch das Lachen ausgelöst worden waren.

Geschafft! schrie es in ihm. Ich habe es geschafft! Mein Gott, ich lebe.

Gute, alte Lilly. Du warst doch stärker, als ich angenommen hatte.

Frank Evans riß sich unwahrscheinlich zusammen. Er dachte in den

nächsten Sekunden logisch und folgerichtig. Zuerst mußte er das Flugzeug verlassen, was gar nicht einfach war, denn Teile der Konstruktion waren durch den Aufprall verklemmt, das hatte er mit einem raschen Seitenblick festgestellt. Wahrscheinlich konnte er nicht das Dach der Kanzel zur Seite klappen, trotzdem mußte er es versuchen und sich Gewißheit verschaffen.

Er hob beide Arme, so mühsam dies auch war, und legte seine Handflächen unter das Dach.

Dann sammelte er all seine Kräfte und stemmte sich so stark es eben möglich war gegen die Kanzel, denn die Verriegelung hatte sich beim Aufprall aus irgendeinem nicht erklärbaren Grunde gelöst.

Zum zweitenmal hatte Frank Evans Glück. Nicht nur den Absturz hatte er überstanden, er konnte auch das Dach der Kanzel nach außen schwingen. Sofort wurde er von dem strömenden Regen übergossen. Im Nu war er naß bis auf die Haut. Der Regen wusch auch sein Gesicht sauber. Das Blut verschwand daraus als rote Rinnsale, die in Evans Kleidung versickerten.

Der Regen, so dicht er auch fiel, und sogar das Atmen erschwerte, machte ihn munter. Diese Kälte tat einfach gut. Selbst die Schmerzen schienen aus seinem Kopf verdrängt zu werden. Frank Evans traute sich ohne weiteres zu, sein zerstörtes Segelflugzeug zu verlassen.

Seine Hand tastete zum Gurtverschluß und löste ihn. Ja, der Gurt hatte ihm das Leben gerettet, und hätte er einen Helm getragen, wären vielleicht auch die Kopfwunden weniger gewesen. Aber er hatte es ja »besser« gewußt.

Die Kanzel war sehr eng. Mühsam stemmte er sich hoch. Seine Hände suchten Halt, und als er gebeugt dastand, merkte er plötzlich, daß es ihm doch schlechter ging als erwartet. Schwindel überfiel ihn. Vor seinen Augen drehte sich alles. Er hatte das Gefühl, nach vorn zu kippen, dabei fiel er glücklicherweise zurück in den Sitz. Der Aufprall ließ seinen Kopf fast zerspringen, und Evans jammerte vor Schmerzen. Der erste Versuch war mißlungen. Im hereinströmenden Regen mußte er sich minutenlang Ruhe gönnen, bis die Schmerzen so weit abgeklungen waren, daß er einen zweiten Versuch unternehmen konnte.

Diesmal war er noch vorsichtiger. Sobald ein Stich seinen malträtierten Kopf durchfuhr, hielt er inne, wartete ein paar Sekunden und machte dann weiter.

Evans war zäh. Schon als Soldat hatte ihn diese Zähigkeit ausgezeichnet, und sie war auch in den letzten Jahren nicht verflogen.

Er schaffte den Ausstieg aus der Kanzel beim zweiten Versuch. Fast wäre er dabei auf den Kopf gefallen, im letzten Augenblick konnte er sich mit einer Hand von außen am Rand des Cockpits festklammern, wobei seine Füße im Schlamm steckten.

Noch immer goß es. Um sich herum vernahm er das Prasseln, als der Regen zu Boden fiel und die Tropfen in hohen Spritzern zurückgeworfen wurden.

Wohin?

Zunächst einmal mußte er sich orientieren. Es war ihm klar, daß er auf einem fremden Gelände abgeschmiert war, aber ein Wald konnte es nicht sein. Der sah anders aus. Auch keine große Wiese oder Weide, auf beiden standen kaum so viele Bäume und Sträucher, wobei letztere etwa die Größe eines ausgewachsenen Menschen erreichten.

Also auf einem Mittelding zwischen beiden.

»Nein!« keuchte er plötzlich, als ihm bewußt wurde, wo er die Bruchlandung hinter sich gebracht hatte.

Er war auf einem Friedhof gelandet! Als Lebender unter Toten!

Frank Evans schluckte. Das durfte doch nicht wahr sein, aber es stimmte.

Grabsteine in der Nähe. Manche groß und breit, andere lang und schlank gewachsen, so schauten sie aus dem Boden, und durch den dichten Regenvorhang bekamen sie ein gespenstisches Aussehen.

An Geister glaubte er zwar nicht, aber dieser Friedhof war ihm schon unheimlich.

Noch stand er neben seiner zerstörten Maschine und hielt sich an ihr fest. Ewig konnte er hier nicht bleiben. Er mußte weg und den Friedhof verlassen. Im Dorf bekam er sicherlich Hilfe. Er kannte dort einige Leute, die er während seiner Berufsausübung schon als Vertreter besucht hatte.

Wo befand sich der Ausgang?

Frank Evans drehte den Kopf. Dunkelheit und Regen machten es ihm unmöglich, seine genaue Position zu bestimmen. Deshalb blieb ihm nichts anderes übrig, als aufs Geratewohl hinein in die Nacht und den Regen zu laufen.

Er ging vor.

Nein, gehen konnte man das nicht nennen. Frank schwankte wie ein Betrunkener. Jetzt, wo er keine Stütze mehr besaß, da bewegte sich vor ihm der Boden, da warf er Wellen, die ineinanderflossen und zu seltsamen Figuren wurden, wobei die Grabsteine in seinen Augen einen gespenstischen Tanz aufführten.

Der Pilot wußte selbst nicht, woher er den Willen nahm, so durchzuhalten. Am liebsten hätte er sich auf die nasse Erde geworfen und wäre liegengeblieben, das ging nicht. Er mußte weiter, zu einem Arzt, denn er selbst diagnostizierte bei sich eine Gehirnerschütterung.

Deshalb war ihm auch übel.

Eine Pfütze wäre ihm fast zum Verhängnis geworden. Knöchelhoch stand dort das Wasser. Er stolperte hinein, glitt aus und fiel. Dabei streckte er die Arme aus, was man als Glück bezeichnen konnte, denn

so gelang es ihm, seine Hände in einem Strauch festzuklammern und sich noch auf den Beinen zu halten.

Auf die Füße kommen konnte er nicht so ohne weiteres, deshalb ließ er sich auf die Knie fallen und stemmte sich erst dann langsam wieder auf die Beine.

Schwankend blieb er für einen Moment stehen und schloß die Augen, während der Regen in wahren Sturzbächen über sein Gesicht rann und seine Kleidung nicht mehr war als ein triefend nasser Aufnehmer.

Stehenbleiben durfte er nicht. Er mußte weiter. In seinem Kopf hämmerten und bohrten die Schmerzen. Er sah nicht, wo er hinging, denn der dicht fallende Regen machte ihm eine Orientierung so gut wie unmöglich. Er stolperte auch nicht über einen Weg sondern lief quer über die alten Gräberfelder, prallte gegen Grabsteine, trat in weiche, schlammige Erde, hielt sich manchmal an nassen, glitschigen Baumästen fest und zog sich Yard für Yard weiter.

Und dann sah er den roten Punkt.

Zuerst glaubte er an eine Täuschung. An eine Halluzination. In seinem Zustand wirklich kein Wunder, denn wo sollte auf diesem alten, verlassenen Friedhof das rote Licht herkommen? Auf einem Grab stand es nicht, dafür schwebte es zu hoch. Frank Evans blieb stehen, um es genau herauszufinden. Er preßte eine Hand auf sein linkes Auge und schaute nur noch mit dem rechten.

Ja, das Licht blieb.

Ein unheimliches rotes Auge glühte vor ihm in der Finsternis. Sogar dunkelrot, wie die Glut in einem alten Ofen, und irgendwie hatte Frank das Gefühl, daß von diesem Auge eine direkte Bedrohung ausging, die ihn allein traf.

Er schüttelte sich.

Was hatte das zu bedeuten? Langsam bewegte er sich darauf zu. Es konnte doch nicht mitten in der Luft stehen, so etwas gab es nicht, das mußte irgendwo fest sein, und als er näher kam, da sah er, daß dieses rote Auge tatsächlich nicht in der Luft schwebte.

Um das Auge herum schälten sich die Konturen eines hohen Grabsteins aus der Dunkelheit.

Das Grab mit dem Auge!

So etwas fiel ihm ein, und er merkte nicht, daß es unter seinen Schritten auf einmal so hohl klang, denn er ging bereits über eine steinerne Grabplatte.

Mit der Schuhspitze wäre er fast in dem alten eisernen Ring hängengeblieben, der auf der Platte lag, dann streckte er die Arme aus und berührte den Grabstein.

Überhaupt nicht kalt fühlte er sich an, obwohl man das hätte erwarten können bei diesem Regen. Der Stein vibrierte, als er ihn berührte. Wie mit Leben gefüllt.

Er trat wieder zurück.

Der Widerschein des strahlenden Auges traf auch ihn und hinterließ einen rötlich schimmernden Kreis auf seiner Kleidung. Frank Evans wollte es jetzt genau wissen. Er senkte den Blick und richtete ihn gleichzeitig nach vorn, so daß er das Auge sehen und sogar hineinschauen konnte.

Zuerst zögerte er noch, aber wie von einem magischen Bann angezogen, brachte er sein Auge näher an das andere, geheimnisvolle heran und schaute hindurch.

Nein, nicht hindurch, sondern hinein!

In seinem Gehirn rastete etwas aus. Er hatte das Gefühl, direkt in die Tiefe der Hölle zu blicken. Blutroter Nebel wallte über eine trostlose Landschaft. Grauenhafte Gestalten, halb Mensch, halb Tier, tanzten in einem verrückten Reigen, und über allem schwebte eine gräßliche Fratze.

Es war das Gesicht des Teufels!

Ja, sehr deutlich konnte er es sehen. Diese dreieckige Form des Gesichts, die breite Stirn, die Hörner, die grausamen Augen, das kalte, tödlich wirkende Grinsen, dies konnte einfach nur einem gehören.

Dem Herrn der Hölle - dem Satan!

Bisher war Frank Evans noch nicht mit den Mächten der Finsternis konfrontiert worden. Er war ein Mensch der Technik, er glaubte nur an das, was er mathematisch bewiesen bekam, aber das da schlug dem Faß den Boden aus. So etwas hatte er noch nie in seinem Leben gesehen, das war unheimlich, und auch als die Teufelsfratze verwischte und sich ein anderes Gesicht davor schob, konnte Evans seinen Blick einfach nicht von der schaurigen Szenerie lösen.

Das Gesicht, das er jetzt sah, war ein anderes. Blutleer, bleich, mit scharfen Falten, die regelrecht in die helle Haut gegraben waren und jemand mit einem schwarzen Stift genau nachgezeichnet hatte, damit sie sich von der hellen Haut abhoben.

Dieses Gesicht zeigte menschliche Züge, was noch lange kein Grund war, vor ihm keine Angst zu bekommen. Aus den Zügen sprach eine Weltraumkälte, eine Gnadenlosigkeit und Arroganz, die erschreckend wirkten. Der Blick des anderen bohrte sich tief in Evans Augen, eine Hand erschien in seinem Blickfeld und ein gekrümmter Zeigefinger, der sich hin und herbewegte, als wollte er den Piloten auffordern, zu ihm zu kommen.

Frank schüttelte den Kopf. »Nein!« keuchte er. »Nein, ich…«

Da merkte er, daß der Stein seinen Widerstand aufgegeben hatte. Das Material war längst nicht mehr fest, es fühlte sich weich an, und Frank Evans gelang es nicht mehr, sich an dem hohen Grabstein abzustützen.

Er wurde hineingezogen.

Auf einmal waren seine Hände verschwunden. Bis zu den Ellenbogen

steckte er bereits im Grabstein. Jetzt erst begann er zu brüllen. In panischer Angst schrie er seinen Schrecken hinaus.

Die Schreie hallten über den einsamen Friedhof, markerschütternde Laute, die von keinem Helfer gehört wurden, denn wie das Schicksal es wollte, kehrte das Gewitter zurück, und die nächsten Schreie des Mannes gingen in einem krachenden Donnerschlag unter.

Frank Evans, der dem Tode entronnene Pilot, erlebte das nackte Grauen. Immer weiter wurde er gezogen, obwohl er sich mit aller Kraft gegen den unheimlichen Grabstein anstemmte. Auf einmal sah er das Flimmern vor seinen Augen.

Es war keine Halluzination, es hatte auch nichts mit seinem ungeheuren Angstzustand zu tun, das Flimmern war echt, und einzelne Buchstaben aneinandergereiht, bedeuteten: JOHN SINCLAIR Ein Name, den Frank Evans nie gehört oder gelesen hatte, nur jetzt in diesen schrecklichen Augenblicken, wo es für ihn um Leben und Tod ging.

Er gab nicht auf. Gegen den Boden wollte er sich stemmen, doch die Grabplatte unter ihm war durch den Regen blankgewaschen worden und bildete eine Rutschbahn. Er wäre fast hingefallen, wenn der Grabstein nicht gewesen wäre.

Laut hallte das schaurige Gebrüll über den Friedhof und vermischte sich mit dem Donner. Fahlgelb leuchteten die Blitze, der Regen prasselte aus den Wolken, und ein einsamer Mensch kämpfte verzweifelt um sein Leben.

Mit dem Knie wollte er sich am Grabstein abstoßen. Die weiche Masse gab nach und umfing auch sein Bein in Kniehöhe.

Nein, eine Chance gab es nicht mehr. Die Hölle würde ihn fressen, dessen war er sicher.

Plötzlich stürzten Tränen aus seinen Augen. Er schluchzte laut und merkte überhaupt nicht, daß er nicht mehr weitergezogen wurde. Das schreckliche Ereignis war zum Stillstand gekommen.

Frank Evans aber hing fest. Er konnte seine Arme und sein rechtes Knie nicht aus dem Grabstein zurückziehen. Der Pilot war und blieb mit dem Stein verwachsen…

***

Wenn Orson, der alte Küster von Maghel, morgens in die Kirche ging, um die Glocken zu läuten, dann kürzte er seinen Weg immer ab, indem er über den Friedhof schritt.

Von seinem elterlichen Haus konnte er die Kirche zwar sehen, doch zwischen ihr und dem Haus lag noch der alte Friedhof. Die Kirche stand an der West, das Haus an der Ostseite.

Es war ein Weg von ungefähr zehn Minuten, den Orson allerdings gern in Kauf nahm, denn die frische Luft tat ihm gut. Außerdem liebte

er diesen alten Friedhof, auf dem seine Eltern begraben lagen und er ebenfalls ewige Ruhe finden sollte.

In der Nacht hatte es ein fürchterliches Gewitter gegeben, doch am Morgen war die Luft rein und klar. Vom Meer her hatte es aufgebrist, Frischluft trieb über das Land. Sie schmeckte nach Meer und Salz. Das tat der alten Lunge gut, und der Küster war zufrieden, als er sein schiefes Steinhaus verließ, wobei er die Tür nicht abschloß, denn in Maghel stahl niemand.

Er nahm wie immer den kleinen Weg durch den Vorgarten, ging um die große Hecke herum und erreichte das alte Friedhofstor, das ein unbekannter Künstler vor langen Jahren einmal aus Eisen hergestellt hatte. Dieses Tor war schon von vielen Menschen bewundert worden. Es bestand aus zwei Flügeln.

Der rechte zeigte eine Figur, über deren Kopf ein Heiligenschein schwebte. Die Figur hatte die Hand ausgestreckt, und sie fand sich mit der, die zu der Figur auf der linken Torhälfte gehörte.

Es war der Tod!

Ein Knochenmann mit der Sense über der Schulter und trotz der Stilisierung schaurig anzusehen.

Wenn man das Tor aufdrückte, wie der Küster es jetzt tat, dann trennte er die beiden Hände, und sie kamen erst wieder zusammen, als Orson den Eingang hinter sich schloß.

Er hatte sich den dicken Wintermantel übergeworfen und trug auch die derben Schuhe, denn auf dem Friedhof war es naß und schlammig. Wie jeden Morgen fuhr er durch seinen weißen Vollbart und schaute sich um, ob noch alles in Ordnung war.

Bisher hatte er nichts feststellen können, und er überquerte den Friedhof wirklich schon jahrelang. Da die Mitte des dritten Monats im Jahr schon erreicht war, brauchte er auch nicht mehr im Dunkeln über den Gottesacker zu gehen. Zwar war es noch nicht richtig hell, immerhin so, daß er sehen konnte, was da geschehen war.

»Großer Gott, das ist ja schrecklich!« flüsterte er und begann zu laufen.

Es sah so aus, als hätte auf dem Friedhof der Blitz eingeschlagen.

Nur ein Blitz war es nicht, sondern ein abgestürztes Flugzeug, das buchstäblich zerrissen worden war und von Einzelne Teile wie eine Sense in die Büsche und Bäume gefegt waren, wo sie einiges an Pflanzungen zerstört hatten.

Sogar zwei Grabsteine waren umgekippt. Das Flugzeug mußte wirklich mit unheimlicher Wucht vom Himmel gefallen sein.

Und der Pilot?

Sofort dachte der alte Küster an den Piloten. So schnell seine Beine ihn tragen konnten, lief er auf die alte Maschine zu, wo es ihm gelang, in das Cockpit zu schauen.

Es war leer.

Der Küster stutzte einen Moment und blickte sich um. Sollte der Pilot vielleicht hinausgeschleudert worden sein? Die Wucht des Aufpralls war sicherlich groß genug.

Wohin seine Blicke sich auch tasteten, er sah nichts Verdächtiges. Keine Leiche, kein Verletzter. Bis auf die Zerstörung durch die Maschine war alles normal.

Aber daran wollte er nicht glauben. Es mußte einfach jemand geben, der das Flugzeug gelenkt hatte. Und der lag sicherlich noch auf dem Friedhof. Der Küster war zwar schon ein alter Mann, doch etwas hatte er den meisten jüngeren voraus.

Seine Gründlichkeit.

Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, führte er auch durch. Wie in diesem Fall. Er mußte den Piloten finden, denn daß dieser den Absturz überlebt haben könnte, daran glaubte der Küster auf einmal.

Neben der zerstörten Maschine blieb er stehen. Fußspuren waren nicht zu entdecken. Der Regen der vergangenen Nacht hatte alles blankgewaschen. Wo konnte der Pilot also hingegangen sein?

Der Küster versuchte, sich in dessen Lage zu versetzen. Vielleicht hatte er einen Schock bekommen, so daß er einfach weggerannt war, hinein in die Dunkelheit, bis ihn etwas aufgehalten hatte. Eine Mauer vielleicht…

Dieser Gedanke kam ihm auf einmal nicht mehr so absurd vor. Deshalb wollte er nicht nur auf den Wegen bleiben, sondern auch in den Büschen suchen.

Und dann hörte er das Jammern. Ein paar Schritte war er erst gegangen, als das Geräusch in seinen Ohren nachklang. Es war schrecklich und schmerzte regelrecht. Wenn er das so hörte, mußte sich ein Mensch in großer Not befinden.

»Hallo?« rief der Küster. »Melden Sie sich. Wo sind Sie denn hingelaufen?«

»Hier. Mister. Ich bin hier…«

Der Küster blieb stehen und schaute sich um, wobei er einige Male den Kopf drehte. Sehen konnte er nichts, doch er hörte wieder die Stimme, die nach ihm rief.

Das ist ja nicht so weit entfernt, dachte er sich und beschleunigte seine Schritte. Er hatte sich genau gemerkt, aus welcher Richtung die Rufe aufgeklungen waren. Genau dort, wo die großen, alten Grabsteine standen.

Da fand er den Piloten auch.

Aber was war mit ihm geschehen! Seine Arme steckten in einem Grabstein, ebenso sein Knie. Er war einem schrecklichen Unfall zum Opfer gefallen.

»Das…das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte der Küster. »Ich…ich

träume…«

»Helfen Sie mir, bitte…«

Der Küster stand da und schüttelte den Kopf. Er wußte wirklich nicht, was er machen sollte. Das Grauen schnürte ihm den Hals so zu, daß er nicht einmal einen Laut hervorbrachte. Eine Gänsehaut rann über seinen Körper, denn der Pilot vor ihm war der Beweis dafür, daß die alten Legenden doch nicht vergessen waren.

So kam es, daß an diesem Morgen in Maghel keine Glocken läuteten…

***

Ich hatte es versprochen und hielt es auch ein. Wenn ich schon in Schottland war, dann wollte ich auch meine Eltern anrufen. Sie wohnten nicht weit von der englischen Grenze entfernt, in einem malerischen Ort mit dem Namen Lauder. Mein Vater war in Lauder geboren und hatte sich nach seiner Tätigkeit als Anwalt auch dorthin wieder zurückgezogen. So ganz als Rentner konnte er nun doch nicht leben. Er half in der Gemeindeverwaltung mit, unterstützte den Bürgermeister mit seinen Ratschlägen und gab auch juristische Tips, so daß er sich um die Beschäftigung keinerlei Sorgen zu machen brauchte.

Vor einem dreiviertel Jahr etwa hatte ich meine Eltern besucht, was allerdings mehr zu einer dienstlichen Angelegenheit geworden war, denn ein wahnsinniges Mädchen namens Melina machte den kleinen Ort zu einer wahren Mordhölle.[1]

Zum Glück war alles gut verlaufen, und danach hatte ich wohl mit meinen Eltern mal telefoniert, dazu gekommen, sie zu besuchen, war ich nicht.

Vielleicht ergab sich jetzt die Gelegenheit. Suko und ich hielten uns noch immer in dem Burghotel auf, in dem auch die Taucher wohnten, die den letzten Fall lebend überstanden hatten. Es war verdammt hart gewesen.

Durch Strahlenmagie waren normale Fische zu Riesen geworden. Sie entwickelten sich zu Killerfischen, die auch Menschen anfielen und zerrissen. Zwei Taucher hatten ihre Abenteuerlust mit dem Leben bezahlen müssen. Allerdings war nur einer von einem Fisch getötet worden. Der andere Taucher war einem alten Bekannten in die Klauen geraten. Dem Frankenstein-Verschnitt. Dieses Monstrum war ebenfalls durch Schwarze Magie zum Leben erweckt worden. Ich machte dafür die Strahlen verantwortlich, die der versenkte Fjordor Rankin abgegeben hatte.

Der Fall lag zum Glück hinter uns, und auch das Frankenstein-Monstrum hatte es erwischt. Eigentlich gab es für uns in Cloak nichts mehr zu tun.

Bevor ich mich zusammen mit Suko auf den Heimweg machte, wollte ich mit meinen Eltern sprechen. Wenn sich die Zeit ergab, konnten wir bei ihnen vorbeifahren. Wir mußten sowieso den Zug nehmen, der Bentley stand in London.

Es war gegen Mittag, als ich zum Telefonhörer griff und meine Mutter sofort an den Apparat bekam. Als sie meine Stimme hörte, jubelte sie auf.

»John, mein Junge!«

Ich mußte grinsen, denn so redete auch immer Sarah Goldwyn, die Horror-Oma. Sie nannte mich ebenfalls »mein Junge«.

Ich erzählte meiner Mutter, daß ich in Schottland steckte.

Sofort unterbrach sie mich. »Dann mußt du vorbeikommen, wirklich. Ich freue mich.«

»Und Dad?«

»Der ist nicht da.«

»Wieso?«

»Er ist da einer komischen Sache nachgegangen, die eigentlich auch dich interessieren könnte, aber Dad wollte sich das erst einmal allein ansehen.«

Meine Neugierde war erwacht. »Was ist denn geschehen?«

»Das hängt mit einem Grab zusammen, wie ich hören konnte.«

»Womit?«

»Genaues weiß ich auch nicht, John, aber Dad wird dir ja bestimmt mehr sagen können, wenn er zurückgekehrt ist.«

Solange wollte ich nicht warten. »Wo steckt er denn jetzt?«

»Der Ort heißt Maghel und liegt etwa fünfzig Meilen nordwestlich von Lauder.«

Maghel. Ich überlegte. Hatte ich den Namen schon einmal gehört? Nein, bestimmt nicht. Dieser Name war so außergewöhnlich, daß ich mich sicherlich erinnert hätte.

»John, bist du noch dran?«

»Ja, natürlich.«

»Warum sagst du denn nichts?«

»Weil ich nachdenke.«

»Es hat keinen Sinn, jetzt zu spekulieren. Warte lieber, bis Dad zurück ist.«

»Das werde ich nicht. Ich fahre hin.«

»Aber wieso denn?«

»Das Wort Grab hat mich mißtrauisch gemacht. Vielleicht wird es ein Fall für mich.«

»Ach Junge, hör auf. Du siehst aber hinter allem gleich Gespenster und Dämonen.«

»Manchmal ist das kein Fehler, Mutter.«

Mary Sinclair seufzte. »Da gleichst du deinem Vater. Auch er reagiert

so. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, das führt er auch durch. Ihr seid Dickschädel.«

»So schlimm ist es nicht. Hat Dad denn nicht nähere Angaben gemacht? Und wer hat ihn überhaupt angerufen?«

»Ein Bekannter.«

»Aus Maghel?«

»Ja.«

»Okay, Mutter, ich fahre hin und schaue mir die Sache mal an. Vielleicht ist es wirklich harmlos.«

»Kommst du dann mit Dad auf dem Rückweg vorbei?« wollte meine Mutter noch wissen.

»Sicher.«

»Dann gebt gut auf euch acht.«

»Das machen wir schon. See you…« Ich legte auf und nickte der Wirtin zu, die im Hintergrund der Hotelhalle gewartet hatte. »Das Gespräch zahle ich sofort. Über das andere hätte ich gern eine Rechnung, auch über die Zerstörung des Mobiliars.«

Da spielte die Wirtin nicht mit. Sie wollte kein Geld, denn ich hatte das Frankenstein-Monstrum erledigt und auch noch die Killerfische. Die Frau sprach von den Einwohnern, die in unserer Schuld standen. Es war ein hin und her. Schließlich bedankte ich mich und ging hoch, wo Suko schon abmarschbereit wartete.

»Wurde auch Zeit«, begrüßte er mich. »Der Zug nach London ist sonst gleich weg.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sorry, mein Lieber, ich fahre nicht nach London?«

»Wie?« Erstaunt schaute er mich an und konnte nur den Kopf schütteln.

»Du fährst nicht?«

»Nein.«

»Aber weshalb nicht?«

Ich berichtete ihm von dem Telefongespräch, das ich mit meiner Mutter geführt hatte. Sukos Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an.

»Das Wort Grab hat dich mißtrauisch gemacht, wie?«

»Stimmt genau.«

»Und du meinst, daß dein Vater da in einen Fall hineingestolpert ist?«

»Zumindest kann ich davon ausgehen.«

Der Chinese wiegte den Kopf. »Ich weiß nicht, was Sir James dazu sagen wird.«

»Vielleicht fährst du allein nach London?«

Suko schüttelte den Kopf. Dann grinste er plötzlich. »Wir haben ja nicht gesagt, wann wir eintreffen. Einen kleinen Umweg könnten wir

machen.«
»Der Meinung bin ich auch.«
»Hoffentlich fährt ein Zug nach…« Er runzelte die Stirn. »Wie hieß der Ort noch gleich?«
»Maghel.«
»Genau. Und den Leihwagen nehmen wir nicht?« fragte Suko grinsend.
Ich tippte gegen meine Stirn. »No, Sir, das kannst du nicht verlangen. Der komische Jeep stirbt bald an Altersschwäche. Ob er die weite Strecke schafft, ist fraglich. Ich verlasse mich da lieber auf die Eisenbahn. Etwas Nostalgie schadet nichts.«
Mit dem Jeep gab es so seine Probleme. Wir hatten ihn uns geliehen, weil kein anderer Wagen greifbar gewesen war. Für kurze Strecken reichte der Wagen, bei dem die Sitze durchgesessen waren und nicht einmal die Heizung funktionierte, aber für längere Fahrten konnte ich ihn nicht brauchen.
»Dann also nach Maghel«, sagte Suko. »Wann fährt der nächste Zug dorthin?«
»Keine Ahnung.«
»Da hättest du ja schon nachschauen können«, beschwerte sich der Chinese.
Ich grinste schief. »Wieso? Vier Augen sehen immer besser als zwei. Suchen wir gemeinsam.«
Das taten wir auch.

***

Maghel hatte einen kleinen Bahnhof. Er wurde von einem einzigen Menschen betreut, der den ruhigsten Job der Welt hatte, wie er von sich selbst behauptete.
Zwei Züge hielten pro Tag in Maghel. Der eine morgens, der andere am Nachmittag. Dabei waren es Züge, die noch ein wenig Nostalgie repräsentierten. Bummelzüge, hatte man früher gedacht. Man konnte fast nebenherlaufen und Blumen pflücken, wenn er fuhr.
Als der Zug an diesem Morgen einlief und hielt, entstieg dem dritten Wagen ein Fahrgast. Ein schon älterer Herr mit grauen, dichten Haaren und einem markanten Gesicht, das noch die Bräune des letzten Sommers aufwies. Der Mann war hochgewachsen, trug einen Kamelhaarmantel und hielt einen schmalen Lederkoffer in der rechten sowie einen Hut in der linken Hand.
Als der Mann auf dem Bahnsteig stand, runzelte der Stationsvorsteher die Stirn.
Langsam kam der Reisende näher, wobei er den Kopf vorgeschoben hatte. Er lächelte. »Hallo, Louis…«
»Ja«, sagte der Beamte und nickte.

»Ja, zum Henker. Er ist es. Sie sind es. Tatsächlich, meine alten Augen haben sich nicht getäuscht. Horace F. Sinclair wie er leibt und lebt. Das ist aber eine Überraschung.«

»Wieso? Man hat mir Bescheid gegeben.«

»Ich weiß. Wegen der Sache auf dem Friedhof.«

»Genau.«

»Schrecklich kann ich Ihnen sagen, einfach schrecklich. So etwas.« Der Beamte schüttelte den Kopf, und bevor Horace F. Sinclair nachfragen konnte, mußte Louis das Signal zur Abfahrt des Zuges geben. Er hob dabei seine Kelle.

Die Strecke war nicht elektrifiziert worden. Eine Dampflok zog die fünf Wagen. Aus dem Schornstein quoll weißgrauer Qualm, der sehr schnell vom Wind erfaßt wurde und zerflatterte. Die Lok stampfte und fuhr ruckend an.

Beide Männer schauten dem Zug nach, bis er nicht mehr zu sehen war.

Mr. Sinclair wollte wissen, was genau geschehen war.

Louis verzog das zerknitterte Apfelgesicht. Er hatte so rosige Wangen.

»Das weiß ich auch nicht. Man spricht nur von einem im Grabstein Gefangenen und dem Namen Sinclair. Aber Sie haben ja nichts mehr mit Maghel zu tun.«

»Nein, das ist vorbei. Nur die Vorfahren meiner Familie lebten hier«, bekam Louis zur Antwort.

»Eben.«

Horace F. Sinclair lächelte. »Mal schauen, was es wirklich gegeben hat. Schönen Tag noch, Louis.«

»Danke, ebenfalls…«

Der Ankömmling verschwand durch die schmale Hintertür und betrat das aus Holz gebaute Stationsgebäude.

Zwei Wartebänke, Fahrpläne, ein paar vergilbte Reklametafeln, das war alles, was in dem Vorraum zu sehen war. Und der Schalter, wo Louis die Fahrkarten verkaufte. Ein richtig gemütlicher alter Bahnhof, wie sie immer seltener wurden.

An der anderen Seite, wo die Straße herlief, mußte man eine breite Treppe hinuntersteigen, erreichte einen Bürgersteig, überquerte auf Holzbohlen zwei stillgelegte Gleisanlagen und brauchte nur ein paar Schritte zu laufen, um in das Zentrum des Dorfs zu gelangen.

Von den Bergen wehte ein kräftiger Wind. Horace Sinclair stellte den Kragen seines Mantels hoch und setzte den Hut auf. Er hatte bewußt auf den Wagen verzichtet, denn das Wetter konnte sich nicht so recht entscheiden. Wurde es nun wärmer, oder blieb die Kälte? Es war sehr wechselhaft, und kräftige Schneeschauer machten so manche Straße in den höheren Lagen zu Rutschbahnen. Da war es schon besser, sich auf die Bahn zu verlassen.

Verabredet war Horace F. Sinclair mit einem Mann, den er gut kannte. Er hieß einfach Miller. Gordon Miller hatte jahrelang das Amt des Bürgermeisters innegehabt, jetzt war er pensioniert und kümmerte sich zusammen mit seiner Familie um den Betrieb. Miller besaß eine Whiskydestille. Der Schornstein dieser Fabrik war praktisch zu einem Wahrzeichen von Maghel geworden. Wenn er rauchte, dann ging es auch den Leuten gut, denn Miller beschäftigte einige Arbeiter und Angestellte. Er selbst besaß zwei Häuser. Eins außerhalb, wild romantisch gelegen, und das zweite innerhalb der Stadt.

Dort wartete er auf Sinclair.

Ein feines Lächeln umspielte die Lippen des älteren Mannes, als er durch den Ort schritt. Nichts hatte sich verändert. Frauen gingen einkaufen, Kinder spielten, es herrschte wenig Verkehr, und der kleine Marktflecken wirkte wie leergefegt.

Hier wohnte auch Gordon Miller. Sein Haus zeigte einen kräftigen Anstrich. Es war schon älter, besaß drei Etagen und eine mit Stuck besetzte Fassade. Eigentlich paßte es von seiner äußeren Form nicht hierher, doch Miller, der es von seinem Vater übernommen hatte, sah keinen Grund, die Fassade zu verändern.

Verschwunden war allerdings der kleine Vorgarten. Statt dessen gab es dort Einstellplätze für zwei Autos.

Ein Range Rover stand dort neben einem dunkelblauen Bentley. Horace Sinclair schritt zwischen den beiden Wagen durch und sah schon die Klingel an der Tür. Er drückte den Knopf, hörte den melodischen Gong.

Wenig später wurde geöffnet. Der Hausherr stand vor ihm.

»Horace!« sagte er, »ich freue mich.«

Die beiden Männer begrüßten sich. Sie waren ungefähr im gleichen Alter, und Miller führte seinen Gast sofort in das Arbeitszimmer, wo sich dieser seines Mantels entledigte.

»Wo ist denn Ann?« fragte er.

»In Glasgow«, erwiderte der Whiskybrenner. »Sie will sich etwas gönnen. Frühjahrsgarderobe. Die Tochter hat sie mitgenommen. Du weißt ja, wie die Frauen sind. Aber setz dich doch. Möchtest du einen Whisky?«

Horace Sinclair lächelte verschmitzt.

»Habe ich dein Angebot schon einmal abgelehnt?«

»Nein, das nicht. Es wäre auch eine Todsünde.«

»Das weiß ich.« Sinclair griff in seine Seitentasche und holte eine Dunhill-Pfeife nebst Tabak hervor. Mit ruhigen Bewegungen stopfte er sie und schaute sich dabei um.

Verändert hatte sich nichts. Noch immer stand der große Eichenschreibtisch mitten im Raum. Umgeben war er von Bücherregalen, nur von dem großen Fenster unterbrochen, durch

dessen Scheibe der Blick in einen Garten fiel, der um diese Jahreszeit allerdings trostlos aussah.. Horace Sinclair zündete sich die Pfeife an und paffte die ersten, würzigen, blaugrauen Wolken, die träge der Decke entgegenstiegen.

Miller kam mit dem Whisky. Er hatte in letzter Zeit fast seine gesamten Haare verloren. Die wenigen, ihm gebliebenen, hatte er nach hinten gekämmt. Wie eine dünne Schicht lagen sie auf seinem Kopf. Sein Gesicht war auch etwas schmaler geworden. Unter den dunklen Augen lagen Ringe, ein Zeichen, daß er wenig Schlaf gefunden oder Sorgen hatte. Das fiel auch seinem Besucher auf. Er meinte: »Du siehst nicht gerade wie das blühende Leben aus, Gordon.«

Miller nickte. »Da hast du recht, Horace. Ich fühle mich auch dementsprechend.«

»Hängt das mit den Ereignissen zusammen, deretwegen du mich hast kommen lassen?«

»Ja.«

»Und? Ist es sehr schlimm?«

Miller antwortete noch nicht. Er ließ sich in den zweiten Ledersessel fallen und hob sein Glas. »Cheerio, Horace.«

»Auf dein Wohl.«

Die beiden Männer tranken. Sinclair verzog anerkennend das Gesicht.

»Superklasse.«

Gordon Miller lächelte. »Wenn einer Whisky brennen kann, dann der alte Miller.«

»Ja, das schmeckt man.«

Miller stellte sein Glas weg und rieb sich die Hände. »Um noch einmal auf die Ereignisse zurückzukommen«, sagte er. »Sie sind wirklich schlimm, und du, Horace, hängst irgendwie mit drin.«

»Dann berichte mal.«

Miller erzählte. Er mußte sich einiges zusammenreimen, wie den Flugzeugabsturz, aber er konnte genaue Tatsachen nennen, als es darum ging, die Szene auf dem Friedhof zu schildern.

»Der Mann hängt fest, Horace. Er ist mit dem verdammten Grabstein verwachsen. Wir haben mit dem Unglücklichen sprechen können. Er hat den Namen Sinclair gesagt.«

»Wie ist er darauf gekommen?«

»Der Name war plötzlich auf dem Grabstein der Gruft zu lesen.«

»Nur Sinclair?«

»Nein, auch ein Vorname. Und zwar John.«

Horace stellte das Glas weg und atmete dabei tief ein. »Also John Sinclair«, murmelte er.

»Heißt so nicht dein Sohn?«

»Genau.«

»Wenn mich nicht alles täuscht, hat er einen etwas

außergewöhnlichen Job.«
Horace Sinclair lächelte. »Er ist Polizist, Gordon.«
»Bei Scotland Yard.«
»Richtig.«
»Und hat er da nicht einen ungewöhnlichen Job zu erledigen? Du hast doch da mal etwas angedeutet.«
Horace F. Sinclair nickte. »Das stimmt, Gordon. Er hat einen etwas ungewöhnlichen Job. John beschäftigt sich mit Geistern, Dämonen und übersinnlichen Phänomenen.«
Miller produzierte Falten auf seiner Stirn. »Im Ernst? Aber so etwas gibt es nicht.«
»Und wie willst du dann die Sache erklären, die dem Piloten passiert ist?«
»Das ist wahr.« Miller leerte sein Glas und schaute versonnen auf den Kristallschliff. »Vielleicht ein übersinnliches Phänomen«, murmelte er.
»Nur, was hast du, beziehungsweise dein Sohn damit zu tun?«
»Das muß ich herausfinden.«
»Ich habe mich schon ein wenig umgehört und umgesehen, Horace.«
»Wirklich?«
»Ja. Du kennst ja selbst die wechselvolle Geschichte deiner Familie. Vor über hundert Jahren hat hier ein Sinclair gelebt. Ein John Sinclair.«
»Das war ein entfernter Verwandter. Nicht der direkte Sproß unserer Familie.«
»Sei froh, denn John Sinclair steht nicht gerade in guter Erinnerung bei uns. Er hat es ziemlich toll getrieben, und zu seinem Clan gehörten nur Hundesöhne und Huren. Die alten Chroniken berichten, daß er und seine Leute sogar den Teufel angebetet haben und Kirchen entweihten.«
»Und dann hat er die Gruft bekommen?«
»Das geschah nach der Neugestaltung des Friedhofes. Du kennst selbst die alten Erbrechte. Die Familie dieses John Sinclair hat schon zu seinen Lebzeiten eine Gruft gekauft. Als er starb, hat man ihn nicht in der alten Gruft beerdigt. Bei der Neugestaltung des Friedhofes dachte man nicht mehr an die uralten Geschichten und bettete ihn um. So liegt er jetzt unter diesem Grabstein.«
»Bist du dir sicher?«
»So gut wie.«
»Aber nachgeschaut hast du nie?«
»Nein«, erwiderte Miller erstaunt.
»Weshalb auch? Ich sah wirklich keinen Grund.«
»Klar, bis heute.«
»Wir wollten ja erst dein Kommen abwarten, Horace, bevor wir etwas unternehmen. Schließlich mußt du deine Einwilligung geben. Es sind

deine Verwandten.«

»Na, na. Mit denen will ich nichts zu tun haben. Wie ich dir schon sagte, stammt dieser Sinclair nicht aus der direkten Linie ab. Er muß ein Bruder meines Ur-Ur-Urgroßvaters gewesen sein oder so ähnlich jedenfalls. Ich habe ihn aus meinem Gedächtnis gestrichen. Und in unserer Familienchronik steht nicht viel über ihn geschrieben. Ein Beweis dafür, daß er ein Schwarzes Schaf war.«

Da gab ihm Miller recht.

Horace F. Sinclair schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Sehen wir uns die Sache einmal an?«

»Klar. Nur was ist mit deinem Sohn?«

»Wie meinst du?«

»Willst du ihm nicht Bescheid sagen? Er kümmert sich schließlich von Berufs wegen um diese Dinge.«

»Sicher bekommt er Bescheid. Erst einmal möchte ich mir einen genauen Überblick verschaffen.«

»Tun wir das.«

Beide Männer standen auf und zogen die Mäntel über. »Dein Haus ist ruhig geworden«, stellte Horace Sinclair fest, als er sich den Mantel zuknöpfte.

»Well, die Kinder sind groß. Bei dir wird auch kein Trubel mehr herrschen. Gefällt es dir in Lauder?«

»Ausgezeichnet.«

»Besser als hier?«

»Ja, Gordon. Dort ist mehr los. Hier komme ich mir irgendwie verlassen vor.«

Miller lachte. »Da hast du ein wahres Wort gelassen ausgesprochen. Die beiden Jahre, die du hier verbracht hast, gehören trotzdem zu den schönsten. Weißt du, Horace, nach dem Krieg mußten wir alle ran und aufbauen. Du hast es geschafft, ich ebenfalls. Jetzt sind die Zeiten wieder schlecht, aber die jungen Leute sind satt geworden, sie haben nicht mehr die Härte wie wir, kennen nur Wohlstand und haben nie Hunger gelitten. Das ist irgendwie schade, so sehr ich den Jüngeren ihren Wohlstand gönne.«

»Wir haben wieder eine Ansicht.« Horace Sinclair lächelte. »Trotzdem sehne ich mich nach den alten Zeiten nicht mehr zurück, wenn ich ehrlich bin.«

»Ich war schon immer etwas konservativer als du.« Miller schlug Horace Sinclair auf die Schulter. Dann verließen die beiden Männer das Haus und schlugen den direkten Weg zum Friedhof ein.

Sie mußten quer durch den Ort. Allerdings nahmen sie nicht die breiten Straßen, sondern kürzten ab. Es gab noch ein paar Gassen in Maghel, und dort schien die Zeit stehengeblieben zu sein. Windschiefe Häuser, kein Asphalt auf den Straßen, an manchen Stellen nicht

einmal einfaches Pflaster.

Sie kamen an einem alten Pub vorbei. Der Wirt stand vor der Tür und grüßte höflich.

Miller nickte zurück. Er wurde hier respektiert. »Und wenn uns noch Zeit bleibt, dann besichtigen wir die Brennerei«, schlug er Horace Sinclair vor.

Der war einverstanden.

Schließlich erreichten sie den Friedhof. Die Mauer war aus Bruchsteinen gebaut. An ihr schritten sie entlang und erreichten wenig später das seltsame Tor.

Horace Sinclair blieb stehen. »Das gibt es immer noch?« staunte er.

»Wie du siehst.«

Sinclair trat näher an das Tor heran und strich mit den Fingerkuppen über das Eisen. »Es ist wirklich einmalig«, murmelte er. »Ich habe so etwas nie wieder gesehen, und ich bin viel herumgekommen, wie du dir vorstellen kannst.« Er stieß die rechte Seite auf, wo die Heiligenfigur zu sehen war und der Griff der beiden Hände wurde unterbrochen.

Normalerweise war der Friedhof um diese Zeit leer. Jetzt aber hatten sich Menschen versammelt. Männer und Frauen standen an den Rändern der Wege und blickten zumeist betreten zu Boden. Die beiden Neuankömmlinge wurden scheu begrüßt. Die Angst stand den Menschen in den Gesichtern geschrieben. Hier war etwas so Schreckliches passiert, für das sie keine Erklärung fanden.

Übernatürliche Kräfte waren im Spiel.

Unter den Füßen der Männer knirschte der feine Kies, als sie den Hauptweg entlangschritten. Winterfeste Pflanzen und Buschwerk nahmen ihnen oftmals den Blick auf die Grabreihen. Sie steuerten nicht den neuen Teil des Friedhofs an, sondern den alten, wo auch die hohen Grabsteine standen, die zum größten Teil aus dem letzten Jahrhundert stammten und die Zeiten überdauert hatten.

»Was es wohl mit dem Auge auf sich hat?« fragte der Whiskybrenner.

»Ich weiß auch keine Antwort«, gab Sinclair ehrlich zu.

»Vielleicht erscheint es wieder. Dein Ahnherr scheint wirklich ein Höllensohn gewesen zu sein, denn der Pilot, er heißt übrigens Frank Evans, erzählte von schrecklichen Szenen und Gestalten, die er gesehen hat, als er durch das Auge schaute.«

Horace F. Sinclair schwieg. Er hatte längst einen Entschluß gefaßt.

Sobald er sich hier von der Richtigkeit der Angaben überzeugt hatte, wollte er seinen Sohn anrufen. John mußte so rasch wie möglich aus London herkommen.

Noch eine Kurve mußten sie nehmen, um die Gruft sehen zu können.

Wie vor eine Wand gelaufen, blieb Horace Sinclair stehen. Was er und Miller sahen, war wirklich unbegreiflich…

***

Gordon Miller hatte nicht gelogen. Der Pilot war in der Tat mit dem Grabstein verwachsen. Er stand in einer etwas gebückten Haltung, seine Arme steckten im Stein und sein rechtes Knie ebenfalls. Er stand unbeweglich da und drehte den beiden Männern den Rücken zu.

In der Nähe standen vier Menschen. Eine Frau, es war die Haushälterin des Pfarrers, hielt einen Korb fest, in dem sich Proviant für den armen Menschen befand. Sie hatte vom Weinen gerötete Augen.

Langsam ging Horace F. Sinclair vor. Sein Gesicht war eine steinerne Maske. Er wollte sich alles genau ansehen, und dabei stach ihm etwas ins Auge.

War der gesamte Vorgang schon makaber und unheimlich anzusehen, so fiel ihm auf, daß die Arme bis zu den Ellenbogen im Grabstein steckten. Der Stein selbst war nicht so breit. Die Hände zumindest hätten an der Rückseite wieder hinausschauen müssen.

Das war nicht der Fall, und Horace Sinclair stand einem zunächst unerklärlichen Phänomen gegenüber. Er wußte sich wirklich keinen Reim darauf zu machen.

Der Pilot hatte gemerkt, daß jemand gekommen war. Langsam drehte er den Kopf nach links und schaute Horace F. Sinclair an. »Noch ein Glotzer!« schimpfte er. »Verdammt, was schaut ihr alle so? Ich kann doch nichts dafür.« Sein Gesicht verzerrte sich. Es war verquollen. In den Augen spiegelte sich die Angst. »Soll ich denn hier verrecken?!« brüllte er. Aus seiner Stimme war die ganze Qual zu hören, die er in seiner schlimmen Lage empfand. »Verrecken, ja, ich werde verrecken, und ihr schaut dumm zu…« Er schluchzte auf und holte pfeifend Atem.

»Verdammt, schießt mir doch eine Kugel in den Schädel! Los, ihr feigen Schweine, macht ein Ende. Ich kann nicht mehr, verdammt ich kann nicht mehr…«

Die Zuschauer wandten sich ab. Nur Sinclair und Miller blieben. Die Haushälterin des Pfarrers ging weinend davon.

Gordon Miller blieb neben Sinclair stehen. »Was meinst du dazu?« fragte er.

»Ich habe auch keine Erklärung.«

»Dein Sohn vielleicht?«

»Ja, ich werde ihn kommen lassen. Dieser Grabstein ist etwas Besonderes. Er widerspricht unseren Naturgesetzen.«

»Wieso?«

Sinclair erklärte dem Freund die Sache mit den Händen.

»Tatsächlich, Horace, du hast recht. Eigentlich hätten sie aus dem Stein schauen müssen.«

»Das Auge ist auch nicht da«, murmelte der ehemalige Anwalt.

»Es hat sich bisher auch nur dem Gefangenen gezeigt«, erklärte Gordon Miller.

Horace Sinclair nickte. Er ging jetzt um das Grab herum. Zu beiden Seiten wuchsen grüne dichte Büsche, die wie zu klein geratene Tannen aussahen, allerdings an den Zweigen keinerlei Nadeln aufwiesen. Man sah die kleinen Bäume auch in den Trauerhallen. Den Namen hatte Sinclair senior vergessen.

Ihn interessierten auch nicht die Gewächse, sondern die Gruft. Die Füße des armen Piloten standen auf einer dicken Steinplatte, die sogar einen Halte-und Hebering aufwies.

Der Stein war alt. Moos hatte eine grünliche Schicht gebildet, und er war sicherlich seit Jahren nicht mehr bewegt worden. Das wollte Horace Sinclair ändern.

»Wir müssen in die Gruft«, sagte er.

Miller erschrak. Das schien ihm nicht ganz geheuer zu sein, und der Pilot rief »Dann holt Sie der Teufel!«

»Mal sehen«, sagte Horace.

»Willst du wirk ich?« fragte Miller.

»Ja, was sonst. Wir müssen doch versuchen, den Fall aufzuklären. Durch Herumstehen erreichen wir nichts.«

»Gebt mir doch eine Kugel!« schrie Evans. »Verdammt, schießt endlich, ihr Hundesöhne.«

»Hören Sie auf zu jammern!« fuhr Sinclair den Mann an. »Wir wissen selbst, was wir zu tun haben.«

Evans verstummte.

Horace Sinclair bückte sich bereits und hob den runden Griff der Platte an. Dann zog er. Er strengte sich sehr an, seine Schläfenadern traten hervor, doch einen Erfolg erzielte er nicht. Er konnte die Platte zwar ein wenig bewegen, sie scheuerte auch an den Rändern, doch hoch bekam er sie nicht, zudem stand noch der gefangene Frank Evans darauf.

»Da ist nichts zu machen«, gab der ehemalige Rechtsanwalt zu, erhob sich und rieb seine Handflächen gegeneinander.

»Also bleibt er da«, bestätigte Miller.

»Vorerst ja.«

»Siehst du denn überhaupt eine Chance, Horace?«

»Für mich nicht, aber für meinen Sohn. John wird es packen, davon bin ich überzeugt. Der holt ihn auch aus dem Stein. Wie ich die Lage sehe, ist hier schwarze Magie am Werk, und John besitzt sehr starke Waffen der weißen Magie.«

»Aha.« Miller nickte, obwohl er nichts verstanden hatte, was Sinclair senior mit einem Lächeln quittierte.

»Sie müssen noch ein wenig warten«, wandte sich Horace an den Piloten. »Wir finden eine Möglichkeit, Sie zu befreien.«

Das Lachen des Mannes klang schallend und bitter. »Was meinen Sie, wie oft mir das schon gesagt wurde. Vor allen Dingen der Pfarrer und der Küster, diese Schwätzer. Aber ich glaube nicht mehr daran, ich glaube nur noch an die Hölle. Sie habe ich gesehen, verdammt. Den Himmel nicht. Nur die Hölle…«

Zum Schluß überschlug sich seine Stimme, und sie sprühte regelrecht vor Haß.

Horace F. Sinclair sagte nichts. Irgendwie konnte er den Mann sogar verstehen. Der hatte ungemein viel durchgemacht. Den Absturz hatte er überstanden, er war geflohen und voll in diese satanische Falle gelaufen.

»Horace!« Millers zittrige Stimme ließ Sinclair aufhorchen.

»Was ist denn?«

»Da, sieh doch. Die Platte vor der Gruft. Sie…sie bewegt sich.«

Der pensionierte Anwalt senkte den Blick. Auch er wurde bleich, denn Miller hatte nicht gelogen. Die Grabplatte bewegte sich nicht nur in der Steinfassung, sie schwang auch langsam in die Höhe…

***

Wir saßen im Zug!

Es war ein herrliches Gefühl, mit der Bahn zu fahren. Kein Verkehrsstau, kein Streß hinter dem Steuer, keine Hetze, keine Ampeln, die einen glatten Rhythmus störten, keine Konzentration auf die Fahrbahn und andere Autos.

Einfach Ruhe.

Die Bahn war etwas Besonderes. Keiner dieser schnellen Züge, die das Land durchrasten. Wenn wir aus dem Fenster schauten, dann zerflatterten vor der Scheibe die letzten Reste der von der Lok ausgestoßenen Dampfwolken.

Wir saßen auch nicht in einem Abteil, sondern konnten uns im Wagen die Bänke aussuchen. Sie waren zwar gepolstert, aber so dünn, daß man die Unterlage kaum spürte.

Ein in der Tat nostalgisches Erlebnis, wie wir durch das schottische Hochland fuhren und in aller Ruhe aus dem Fenster schauen konnten, wobei die Landschafsform sehr oft wechselte. Manchmal sahen wir grüne Hügel, dann wiederum hohe Berge, dazwischen Wald, kleine Seen und auch große Weideflächen.

Über allem lag ein wuchtiger Himmel. Dicke, unförmige Wolken, vom Wind getrieben, und zwischen ihnen lugte ein strahlendes Blau. Hier kämpfte der Frühling gegen den Winter. Letzterer würde verlieren, da gab es nichts, er konnte den Lauf der Zeit einfach nicht aufhalten.

Der Zug fuhr natürlich nicht durch. An kleinen malerischen Bahnhöfen stoppte er, ließ Fahrgäste ein- oder aussteigen. Postsäcke

wurden ein- und ausgeladen, es ging noch alles sehr gemütlich zu.
»Na, was sagst du?« fragte ich Suko, der mir gegenübersaß.
Der Chinese hob die Schultern. Er war noch nie mit so einer Eisenbahn gefahren. »Nicht schlecht.«
»Könnten wir öfter machen.«
»Natürlich, wenn ein Fall auf einen Ort konzentriert bleibt und wir nicht hin-und herfahren müssen.«
»Ich merke schon, dir fehlt der richtige Draht zur Eisenbahn. Solche Stunden, Suko, die muß man auskosten. Wer weiß, wie lange die alten Dampfloks noch fahren. In vielen Ländern gibt es sie überhaupt nicht mehr. Auch in Schottland werden immer mehr Strecken elektrifiziert oder von Dieselloks befahren.«
»Vielleicht sehe ich das wirklich falsch«, gab der Chinese zu.
»Bestimmt.«
Der Schaffner erschien. Höflich bat er um die Fahrkarten. Wir gaben ihm unsere, er knipste sie durch. »Nach Maghel wollen Sie?« fragte er.
»Ja«, erwiderte ich. »Stimmt etwas nicht?«
»Doch, doch.«
»Warum fragen Sie dann?«
»Da ist was passiert.«
»Wann?«
Da der Schaffner Zeit hatte, ließ er sich neben Suko auf der Bank nieder und beugte sich vor, wobei er die Arme verschränkte. »Dieser Zug fährt durch Maghel, da hört man so einiges. In der vergangenen Nacht ist dort ein Segelflugzeug abgestürzt. Und wissen Sie wo?«
Suko und ich sahen den Mann so gespannt an, daß wir uns eine Antwort sparen konnten.
Der Schaffner senkte seine Stimme. »Direkt auf einen Friedhof, Gentlemen. Können Sie sich das vorstellen, daß ein Segelflugzeug auf einem Friedhof abstürzt?«
»Kaum«, gab Suko zu.
»Sehen Sie, ich auch nicht.« Der Mann schob seine Mütze in den Nacken und nickte.
Ich stellte eine realistischere Frage. »Hat der Pilot denn überlebt?«
»Ja, Sir, er hat.«
»Konnte er etwas über die näheren Umstände des Absturzes sagen?«
»So gut bin ich nicht informiert. Sie wissen ja, man hört so etwas aus zweiter und dritter Hand, und die Leute machen immer etwas dazu. Aber in der vergangenen Nacht hat es ein fürchterliches Gewitter gegeben. Ein Frühjahrsgewitter, das sich stundenlang in den Bergen festgesetzt hatte. Schlimm, kann ich Ihnen sagen. In so ein Gewitter ist der Mann mit seinem Flugzeug geraten. Da gab es keine Rettung. Die Maschine ist einfach abgeschmiert, wie man so schön sagt.«
»Da hatte der Mann wirklich Glück«, sagte Suko.

»Ich weiß nicht so recht, ob man das sagen kann«, meinte der Schaffner. »Da ist nämlich hinterher mit ihm noch etwas passiert, wie die Leute sagen.«

»Und was?«

Jetzt senkte der Schaffner seine Stimme. »Der Friedhof ist nicht ganz geheuer, wissen Sie. Da spukt es, da sollen alte Geister lauern. Die schlimme Vergangenheit wird oft lebendig. Man kann wirklich Angst bekommen.«

»Was ist denn nun passiert?«

»Der Pilot kann nicht mehr weg.«

»Wie?« fragte ich.

»Ja, der Friedhof läßt ihn nicht los. Wie einen Gefangenen hält er ihn fest.«

»Hat man Stacheldraht um ihn gezogen?« hakte Suko nach, wobei sich seine Lippen zu einem Lächeln kräuselten.

»Sie sollten nicht spotten, Mister. Hier in Schottland gibt es so viele Geheimnisse, die man nie wird lösen können. Die Vergangenheit, die alten Flüche und Legenden, die leben weiter, überall.« Er deutete aus dem Fenster. »In jedem Berg, in jedem Hügel, auf jedem Friedhof. Dieses Land lebt nicht nur an der Oberfläche, sondern auch tiefer, wenn Sie verstehen.«

Wir nickten, um den Mann zu animieren, damit er weiterredete. »Aber was hat das alles mit dem Friedhof und dem Absturz des Flugzeugs zu tun?« brachte ich ihn wieder auf die richtige Schiene.

»Der Friedhof in Maghel birgt ebenfalls ein Geheimnis, von denen ich gesprochen habe.«

»Aber was für eins?«

»Das kann ich nicht sagen. Ich kenne die Geschichte nicht genau. Ich habe sie Ihnen auch nur erzählt, weil Sie bis Maghel fahren, damit Sie nicht zu überrascht sind, wenn Sie aussteigen und man Ihnen seltsame Dinge erzählt.« Er drückte seine Hand auf die Bank, um aufzustehen, doch Suko hielt ihn an der Schulter fest.

»Können Sie uns denn keinen Tip geben, Mister?«

»Haben Sie denn damit zu tun?«

»Möglich.«

Der Schaffner wurde unsicher. Er schaute erst mich, danach Suko an und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, Sie machen sich über mich lustig. Sie sehen nicht aus wie Leute, die sich mit übersinnlichen Phänomenen beschäftigen.«

»Wie sehen wir denn aus?«

Er lächelte. »Das soll keine Beleidigung sein, Gentlemen, aber Sie kommen mir vor, wie zwei Männer, die Gordon Miller besuchen wollen.«

»Und wer ist das?« fragte Suko.

»Er hat eine Whiskybrennerei«, erwiderte der Schaffner. »Und Sie könnten Vertreter sein.«
»Ist doch auch schön«, lächelte Suko. »Besonders aus dem Grunde, weil ich keinen Alkohol trinke.«
»Kaum«, schwächte ich ab.
»Kaum…«
»Ich kann Ihnen wirklich nicht mehr sagen.« Der Schaffner hob die Schultern.
»Sie müssen sich schon selbst ein Bild machen.«
»Ja, das werden wir.«
Der Schaffner stand auf und wünschte uns noch eine gute Reise.
»Dabei sind wir in einer Viertelstunde da«, meinte Suko.
»Es ist eben ein freundlicher Mensch. Nicht so ein Muffel wie du«, hielt ich Suko vor.
»Das mußt du gerade sagen.«
Ich grinste nur und wurde schweigsam, was Suko nach einer Weile auffiel, denn er fragte mich, was mit mir los wäre.
»Eigentlich nichts, nur denke ich über den Namen Miller nach. Den habe ich schon gehört.«
Suko nickte mit todernstem Gesicht. »O ja«, sagte er. »Der Name Miller. Er ist ja so selten.«
»Hör auf, so meine ich das nicht. Nein, dieser Miller in Maghel. Ich glaube, mein Vater ist zu ihm gegangen, denn sein Name ist früher bei uns zu Hause des öfteren gefallen. Dad und er müssen sich kennen.«
»Eine gewagte Logik.«
»Die ich unter Umständen bestätigt bekomme.«
»Mich interessiert vielmehr, was mit dem Piloten geschehen ist«, murmelte Suko. »Ob er der Aufhänger des ganzen Falls ist?«
»Welch ein Fall?«
»Jetzt willst du mir aber einen zurückschießen.«
»Wieso? Noch haben wir keinen Fall. Wir sitzen in einem Zug und gondeln durch die Gegend, wo wir eigentlich in London gebraucht würden, denn dort steht die Zeit auch nicht still.«
»Hast du Gewissensbisse?«
»Müßte ich die haben?«
»Kaum. Trotzdem bin ich auf diesen Friedhof gespannt. Und das solltest du auch sein, John. Mit Friedhöfen haben wir schließlich unsere Erfahrungen, denk daran.«
Da hatte mein Freund und Kollege wirklich recht. Inzwischen hatte sich auch in mir ein Gefühl der leichten Unruhe ausgebreitet. Ich wußte es zwar nicht, aber ich ahnte, daß da unter Umständen einiges auf uns zukam, obwohl wir bisher nicht den Zipfel des Geheimnisschleiers in der Hand hielten.
Bei modernen Zügen sind die Bremsmanöver sanft und gleichmäßig.

Man merkt sie kaum. Hier jedoch war es anders.
Ruckartig bremste der Zug. Durch die Wagen liefen regelrechte Schläge, und wir wurden einmal nach vorn gestoßen und dann wieder zurück.
Wenn wir aus dem Fenster schauten, dann sahen wir, daß ein Bahnhof in der Nähe lag.
Es liefen jetzt drei Gleise nebeneinander. Auf einem standen vier abgestellte Güterwaggons. Masten wuchsen aus dem Schotter, Signale waren zu sehen und auch ein alter Wassertank.
Die Räder rumpelten, ein hohles Kreischen ertönte, dann kam der Zug allmählich zum Stehen.
Wir standen auf und schnappten unser Gepäck. Es waren drei kleine Koffer, wovon einer keine Kleidung enthielt, sondern nur meine Waffen.
Nur wenige Reisende stiegen aus. Mit uns waren es vier. An der Tür nickte uns der Schaffner noch einmal zu und sagte: »Denken Sie an die Geschichte und den Friedhof.«
Ich lächelte. »Immer.«
Suko war bereits ein paar Schritte vorgegangen und schaute sich um.
»Himmel«, sagte er. »Hier liegt nicht nur der Hund begraben, sondern die Katze gleich mit.«
Gelogen hatte er nicht. Wir sahen einen kleinen Ort, der malerisch inmitten einer Hügellandschaft eingebettet lag. Die Luft war kalt. Der Atem dampfte vor unseren Lippen. Wir mußten das Bahnhofsgebäude durchqueren und standen dann vor der Station auf der Straße, wo wir uns abermals umschauten.
Kleine Häuser, die meisten sehr alt. Eine mit Kopfsteinen gepflasterte Straße, die ins Dorfinnere führte. Nur ein hoher Schornstein war als markantes Zeichen zu sehen.
»Und wo liegt der Friedhof?« fragte Suko.
»Den werden wir jetzt suchen.«
»Kann ja nicht schwer sein, bei der Größe.«
Ich entdeckte ein Schild. Es zeigte leider nicht den Weg zum Friedhof, sondern zu einem See, der Loch Maghel hieß. Dahin wollten wir nicht, sondern schlugen die entgegengesetzte Richtung ein. Da wir nicht erst lange suchen wollten, erkundigten wir uns bei einem Mann mittleren Alters, der uns entgegenkam und eine Handkarre hinter sich herzog, auf der gefüllte Jutesäcke lagen.
»Zum Friedhof wollen Sie?« fragte er mißtrauisch.
»Ja.«
Er verzog die Mundwinkel. »Wo kommen Sie denn her? Hat sich das schon herumgesprochen? Sind Sie Reporter?« Seine Stimme wurde immer schärfer.
»Nein, Reporter sind wir nicht. Aber was soll sich denn

herumgesprochen haben?« Mittlerweile war ich neugierig geworden. Ich wollte wissen, was los war und mich nicht mehr mit irgendwelchen ungenauen Angaben abspeisen lassen.

»Die Sache mit dem Piloten.«

»Was ist mit ihm?«

Der Mann zog die Nase hoch und schaute uns mißtrauisch an. »Sie sehen es ja doch, wenn Sie zum Friedhof gehen, dann kann ich es Ihnen auch sagen. Der Mann hängt fest.«

»Wo?«

»In einem Grabstein!«

Suko und ich schauten uns an. »Was sagen Sie da? Der Mann, vielmehr der Pilot, soll in einem Grabstein festhängen?«

»Ja, so ist es.«

»Wie ist das möglich?«

»Das müssen Sie sich schon selbst ansehen. Ich habe genug gesagt.«

Er ging weiter.

»Halt!« rief ich ihm nach.

»Was ist denn jetzt noch?«

»Den Weg, Sir, wenn Sie uns den erklären könnten?«

Er drehte sich unwillig. »Gehen Sie in Richtung Dorfmitte. Da halten Sie sich dann rechts. Es gibt eine schmale Straße, die zum Friedhof führt und auch zur Kirche. Sie müssen nur nach dem Turm Ausschau halten.«

»Danke sehr.«

Suko atmete tief ein. »Weißt du was, John? Jetzt bin ich wirklich mal gespannt, was hier passiert ist.«

»Frag mich mal…«

***

»Unwahrscheinlich«, flüsterte Gordon Miller. »Das begreife ich nicht.« Er schüttelte den Kopf.

Auch Horace F. Sinclair war geschockt. Er schluckte und trat sicherheitshalber einen Schritt zurück, denn die ganze Sache war ihm mehr als unheimlich.

Hier waren Kräfte am Werk, für die die beiden Männer einfach keine rationale Erklärung hatten, ebensowenig wie für das Piloten-Phänomen.

Sinclair und Miller waren die einzigen Zeugen, außer Frank Evans natürlich, und sie mußten mit ansehen, wie sich die schwere Platte plötzlich um die eigene Achse drehte und dabei unter den Füßen des eingeklemmten Piloten wegglitt.

Der Unglückliche hatte bisher mit seinen Füßen den entsprechenden Halt gefunden, nun wurde ihm dieser Halt geraubt, und er hing mit den Beinen in der Luft, wobei sein Körpergewicht zog und seine Arme

belastete.

Im ersten Augenblick war auch er zu entsetzt, um die volle Tragweite des Geschehens zu begreifen, dann jedoch verzerrte sich sein Gesicht in unendlicher Qual, und er begann gellend zu schreien.

»Nein!« brüllte er. »Das halt ich nicht aus. Verdammt, das halte ich nicht aus. Gebt mir eine Kugel! Eine Kugel - aaahhh…« Die Worte endeten in einem wilden Gebrüll.

Horace Sinclair und Gordon Miller konnten dem Piloten nicht helfen, so gern sie es getan hätten. Der Mann mußte an dem Grabstein hängenbleiben, er war eins geworden mit ihm, er war mit ihm verwachsen. Welch ein Grauen!

Frank Evans schwebte in der Luft, er mußte in seiner Haltung rasende Schmerzen haben. Es war nur eine Frage der Zeit, wann er es nicht mehr aushalten konnte.

In seiner Hilflosigkeit schüttelte Gordon Miller den Kopf. Er war auch zwei, drei Schritte zur Seite gegangen, als könnte er es nicht mehr mit ansehen, was sich dort vor seinen Augen abspielte. Der Mann war einfach zu geschockt, die Angst leuchtete aus seinen Augen.

Sinclair merkte, was mit ihm los war und sagte: »Bleib hier, Gordon.«

Miller nickte.

Horace F. Sinclair aber beobachtete weiterhin die Platte. Sie hatte sich jetzt soweit von der Gruft gelöst, daß sie in der Luft schwebte, als würde sie von starken unsichtbaren Händen getragen, und der Blick in die geheimnisvolle Tiefe war frei.

Es kostete Sinclair Überwindung, bis dicht an den Rand zu treten und hineinzuschauen, aber er riß sich zusammen, obwohl ein Schauer nach dem anderen über seinen Rücken jagte und auch sein Gesicht erfaßt hielt, das eine Gänsehaut zeigte.

Es gelang ihm nur schwer, sich zu konzentrieren, aber er stellte fest, daß die Gruft unter der Grabplatte sehr geräumig war. Es paßten mindestens fünf Särge hinein, denn unter der Platte weitete sie sich zu beiden Seiten.

Nur ein Sarg stand darin.

Er war seltsamerweise gut erhalten, obwohl er nicht aus Stein gefertigt war, sondern aus dunklem Holz. Der Sarg stand so, daß Horace Sinclair direkt auf seinen Deckel schauen konnte.

Dort lag er.

John Sinclair sein unheilvoller Ahnherr!

Horace schwitzte plötzlich. Er schaute auf die Grabplatte, die ein paar Schritte weiter etwa kniehoch über den Boden schwebte, und er dachte an seinen Vorsatz.

Er wollte in die Gruft steigen und das Geheimnis seines Ahnherrn ergründen. »Ich gehe runter«, flüsterte er.

Miller hatte die Worte gehört. »Nein, Horace!« durchbrach seine

Stimme das schmerzhafte Jammern des Piloten. »Tu es nicht, bitte! Ich flehe dich an!«

»Ich muß, Gordon. Verdammt, ich muß es. Ich will endlich das Geheimnis lüften. Das kann nicht so weitergehen. Vielleicht finde ich eine Möglichkeit, Mr. Evans zu befreien. Und drück mir die Daumen, wir beide müssen stark sein.«

»Was willst du da unten? Den Sarg öffnen?«

»Ja.«

»O Gott, nur das nicht.«

»Sei ruhig, Gordon. Verdammt, sei ruhig.« Horace Sinclair bückte sich und stützte sich dabei mit einer Hand am Rand der offenen Gruft ab. Sie war ja nicht tief, er konnte springen. Wenn er es geschickt anstellte, würde er neben dem Sarg landen, so daß der alten Totenkiste nichts passierte.

»Horace, bitte…«

Der ehemalige Rechtsanwalt hörte nicht. Das war sein Fall. Der Name Sinclair war gefallen, und er wollte das Geheimnis seines Ahnherrn lüften.

Er sprang.

Schon in der Luft gab er sich Schwung, so daß er neben dem Sarg landete. Dumpf schlugen dabei seine Füße auf. Er knickte auch in den Knien ein und fing sich wieder.

Dann schaute er sich um.

Unheimlich war die Gruft schon. Die Wände bestanden aus dicken Steinen. Man hatte sie übereinander geschichtet und sie schienen wirklich eine Ewigkeit zu halten.

Im Laufe der Jahre hatte allerlei Getier in der Gruft seine Heimat gefunden. Käfer und Würmer krabbelten über die Steine und suchten Ritzen, wo sie verschwinden konnten und dabei geschickt den an den Innenwänden hängenden Spinnweben auswichen, so daß sie sich nicht darin verfingen.

Durch die Öffnung fiel genügend Licht. Horace F. Sinclair konnte den Sarg gut erkennen. Dunkler war es nur dort, wo rechts und links des Sargs sich die seitliche Begrenzung der Gruft befand, denn dort fiel kaum Licht hin.

»Horace?« Millers Stimme klang dünn.

»Ja, ich bin hier.«

»Alles in Ordnung?«

»Natürlich. Was sollte denn nicht in Ordnung sein? Ich schaue mir jetzt den Sarg genauer an.« Sinclair antwortete bewußt forsch.

Er war allerdings ehrlich gegen sich selbst und mußte zugeben, daß ihm auch nicht besonders wohl zumute war. Doch er hatte einmal in den sauren Apfel gebissen und mußte ihn auch hinunterschlucken.

Gedämpft hörte er das Wimmern des Piloten. Hier in der Gruft hatte

es einen hohlen Klang bekommen, wenn es seine Ohren erreichte. Und verdammt, er tat es auch wegen dieses Mannes. Er konnte es nicht mehr länger mit ansehen und auch mit anhören. Dieser Mensch mußte gerettet werden.

Genau schaute er sich den Sarg an. Er war pechschwarz. Wie Miller erzählte, hatte man den Ahnherrn umgebettet. Wahrscheinlich war er dabei in den neuen Sarg gelegt worden. Wann die Umbettung genau geschehen war, wußte auch Gordon Miller nicht. Wahrscheinlich zu Beginn des Jahrhunderts oder noch früher.

Trotzdem hätte der Sarg längst verfault sein müssen.

Das dies nicht geschehen war, machte Horace F. Sinclair mißtrauisch.

Etwas skeptisch blickend blieb er neben der Totenkiste stehen. Die an den Seiten angebrachten Verschlüsse des Sargs bestanden aus Messing. Im Laufe der Zeit hatte das Metall Grünspan angesetzt. Er klebte förmlich an den Griffen.

Sinclair runzelte die Stirn. Erschaute wieder nach oben und sah den viereckigen Ausschnitt der Öffnung. Sollte er versuchen, den Sarg zu öffnen oder sollte er nicht?

Er tat es.

Horace Sinclair bückte sich und schaute sich die Verschlüsse an. Sie waren leicht zu öffnen, man brauchte sie nur hochzuklappen. Schrauben konnte er nicht sehen.

Er konzentrierte sich so auf sein Vorhaben, daß er auf die Stimmen außerhalb des Grabs nicht achtete. Er nahm sie wohl im Unterbewußtsein wahr, was allerdings gesprochen wurde, das war ihm egal. Der Sarg war wichtiger.

Zwei Verschlüsse hatte er gelöst, ging um die Totenkiste herum und lockerte auch die anderen beiden.

Jetzt hatte er freie Bahn.

Noch einmal holte Horace F. Sinclair tief Luft und faßte den Deckel so an, daß er ihn mit beiden Händen hochwuchten konnte. Das Holz war schwer und ließ auf eine massive Herstellungsweise schließen. Sinclair mußte sich wirklich anstrengen..

Er schaffte es.

Der Deckel bekam das Übergewicht und fiel an der anderen Seite zu Boden.

Horace F. Sinclair hatte freie Sicht in das Innere des alten Sargs. Er wollte seinen Ahnherrn sehen, der innerhalb der Familienchronik einen dunklen Punkt bildete.

Als er sich vorbeugte, hörte er Gordon Millers Warnschreie. Er sprang zurück, schaute nach oben, und in seinen Blick stahl sich das nackte Entsetzen…

***

Gordon Miller war nervös. Schon jetzt machte er sich Vorwürfe, die Dinge überhaupt ins Rollen gebracht zu haben, doch es ging kein Weg daran vorbei, er konnte nicht mehr kneifen. Zudem mußte dieses grauenvolle Rätsel endlich einmal gelüftet werden.

Ein schwarzes Schaf bei den Sinclair-Vorfahren. Ein dämonischer Ahnherr, wo der Namensvetter John Sinclair diese Wesen bis aufs Blut bekämpfte.

Kaum zu fassen, das alles. Da sah man wieder, welche seltsamen Wege das Schicksal ging.

So völlig allein war er nicht. Ein heimlicher Beobachter stand zwischen den Büschen. Als Miller ein Augenpaar sah, da zog sich der andere sofort zurück, weil er entdeckt worden war.

Miller hatte ihn nicht erkannt. Vielleicht war es ein Neugieriger aus dem Dorf.

Frank Evans stöhnte und jammerte. Er hing in verrenkter Haltung über dem offenen Grab und mußte wahnsinnige Schmerzen haben. Sein Gesicht war entstellt, Speichel rann über seine Unterlippe.

Ein paarmal war Gordon Miller versucht, den anderen anzusprechen, doch er ließ es bleiben. Er fand einfach nicht die richtigen Worte und nur einfach Trost spenden oder etwas Aufmunterndes sagen, das wollte ihm nicht gelingen.

Gordon Miller war überfordert. Noch nie in seinem Leben hatte er so eine Situation erlebt. Er konnte sich da nicht hineinversetzen, obwohl man es von ihm verlangte, als der Mann im Ort, der den meisten Einfluß hatte.

Wieder wurde er angesprochen. »Bitte, Mister«, flüsterte Frank Evans.

»Bitte geben Sie mir eine Kugel. Es ist kein Mord, was Sie da machen. Es ist eine Erlösung. Ich…ich komme hier nie frei, bitte, so seien Sie doch menschlich.«

»Ich bin menschlich«, erwiderte Miller lahm.

»Nein, das sind Sie nicht. Wirklich nicht. Sie sind ein Unmensch. Ein verdammter Unmensch. Sie lassen mich hier leiden, wobei Sie genau wissen, daß es für mich keine Chance gibt. Keine mehr. Ich werde hier sterben. Qualvoll. O verflucht…«

Miller konnte das Jammern nicht mehr hören. Am liebsten hätte er sich die Ohren zugehalten, das gelang ihm auch nicht, und so versuchte er es noch mit Worten. Er sprach davon, daß sie alles unternehmen wollten und daß bereits Hilfe unterwegs war. Und daß auch Horace Sinclair alles tat, um ihn zu retten.

»Ihr könnt doch nichts«, stöhnte der andere.

»Doch ja, wir schaffen es. Sie müssen nur daran glauben.«

Das Lachen des Piloten klang schluchzend. »Sie haben gut reden. Wenn es Ihnen so ergehen würde wie mir, dann würden Sie anders sprechen. Sie können herumlaufen, aber ich, ich hänge hier fest, bin

mit diesem verdammten Stein verwachsen. Wäre ich doch nur bei dem Absturz umgekommen, dann wäre alles vorbei…« Seine Worte endeten in einem verzweifelten Schluchzen.

Gordon Miller hörte es nicht. Er hatte etwas anderes bemerkt. Etwas, das ihm abermals unbegreiflich war.

Schuld daran trug die schwere Grabplatte.

Sie bewegte sich plötzlich.

Die Platte lag halb auf dem Weg und zur anderen Hälfte im Gebüsch. Als sie sich nun drehte, da knirschte unter ihr der Kies, und dieses Geräusch ließ Gordon Miller aufmerksam werden. Seine Augen wurden groß und weit, aufgeregt fuhr die Zunge über die rauhen, spröden Lippen. Im ersten Augenblick war er unfähig sich zu rühren, er wollte das Schreckliche nicht begreifen, und ein grausamer Verdacht keimte in seinem Innern hoch.

Die Platte hob vom Boden ab.

Knöchelhoch schwebte sie bereits, drehte sich wieder um die eigene Achse und schwang langsam auf das offene Grab zu.

Es war klar, was dies zu bedeuten hatte.

Die Steinplatte wollte das Grab verschließen, in dem sich nicht nur der Sarg befand, sondern auch ein Mensch.

Horace F. Sinclair!

Er sollte in der schaurigen Gruft für immer seinen Platz finden.

Und er war ahnungslos!

»Horace!« brüllte Gordon Miller. »Horace, verdammt, komm zurück! Ich bitte dich!«

Miller war völlig aufgelöst. Noch konnte er dicht an den Rand der Gruft treten. Er schaute hinunter, sah den offenen Sarg, aber er konnte nicht genau erkennen, was und wer in ihm lag.

Sinclair stand vor dem Sarg. Er wirkte wie in Trance, bis Millers Stimme dumpf und hallend die unheimliche Gruft erfüllte. »Horace, die Platte!«

Da hob der ehemalige Anwalt den Kopf.

»Du mußt raus, Horace!« schrie Miller. »Die Steinplatte wird sich auf das Grab legen!«

Sie schwebte noch immer über dem Boden, hatte allerdings an Höhe gewonnen, und ihr Ziel war nach wie vor das Grab.

»Schnell, schnell!« Miller bückte sich und streckte dabei seinen rechten Arm vor. Er wollte seinem Freund aus der Gruft helfen, und jetzt endlich reagierte auch dieser. Sinclair hatte gemerkt, daß es um Leben und Tod ging.

Es war zu spät.

Die beiden Hände hatten sich kaum berührt, als die Platte bereits den offenen Schacht erreicht hatte, darüber schwebte, sich noch einmal drehte, damit sie genau paßte und nach unten gedrückt wurde.

Millers Gesicht verzerrte sich.

Er hörte auch das Lachen des gefangenen Piloten und wußte mit brutaler Deutlichkeit, daß er es nicht mehr schaffen würde. Horace kam aus der Gruft nicht mehr weg, die schwere Platte war einfach zu schnell.

Schon fiel ihr Schatten über Miller. Der Fabrikant hörte Sinclair reden, schrie selbst und merkte am Druck der Hand, daß Horace versuchte, aus der Gruft zu kommen. Er mußte einsehen, daß es zu spät war.

Er ließ los.

Wuchtig warf er sich zurück. Das war sein Glück, denn die Platte hätte ihn sonst noch getroffen und zerdrückt.

So aber senkte sie sich genau über die Graböffnung, und das letzte, was Miller vernahm, waren die verzweifelten Rufe des eingeschlossenen Mannes. Dann schloß die Platte fugendicht…

***

Ich holte tief Luft und blieb stehen. Den Weg zum Friedhof hatten wir gefunden. Deshalb stoppte ich allerdings nicht, denn ich hatte noch etwas anderes vernommen.

Schreie!

Rufe und ein Wimmern. Beides zeigte uns an, daß wir nicht mehr weit vom Ort des Geschehens entfernt waren.

Was passierte dort?

»Komm weiter, John!« Suko trieb mich an. Auch er hatte die gleichen Geräusche vernommen. Da wir uns schon auf dem Friedhof befanden, nahmen wir den anderen Weg.

Das heißt, wir liefen querbeet.

Der Boden war sehr weich. Wenn wir die Füße hoben, wirkte der Schlamm wie zäher Leim, der unsere Schuhe nicht loslassen wollte.

Knöcheltief wühlten wir den Untergrund auf, schon bald zeigten unsere Hosen einen Dreckrand.

Wir erreichten ein altes Gräberfeld. Hohe Grabsteine standen hier.

Einfache, graue Klötze oder Platten, auf denen die Moosschicht grünlich schillerte. Andere waren wesentlich kunstvoller. Sie zeigten Figuren und Szenen aus der christlichen Lehre.

Oft zeigten sich die Büsche von ihrer sperrigen Seite. Mit beiden Armen mußten wir sie zur Seite drücken, um unseren Weg fortsetzen zu können.

Dann endlich hatten wir es geschafft. Beide blieben wir stehen, wobei ich in einer Schlammpfütze fast noch ausgerutscht wäre. Wir sahen das Schreckliche und konnten es kaum fassen, was bei uns schon etwas heißen sollte, denn wir hatten in unserer Laufbahn wirklich viel gesehen.

Aber dies hier war so schaurig und grausam, so unbegreiflich, daß ich ein »Mein Gott« ausstieß.

In einem hohen Grabstein steckte ein Mensch. Beide Arme waren bis zu den Ellenbogen darin verschwunden, und auch das rechte Knie hatte sich förmlich in den Stein hineingegraben. Für den armen Kerl war es unmöglich, sich zu befreien.

Wir hörten sein leises Wimmern und Schluchzen. Manchmal von Worten unterbrochen, die wir nicht verstanden. Sein Gesicht war tränennaß. Er mußte Schreckliches durchgemacht haben.

Das also war der Pilot.

Aber er war nicht allein. Vor ihm, wo eine Platte aus schwerem Stein das Grab verschloß, hockte ein älterer Mann. Er kniete und schlug mit beiden Fäusten auf die Platte. Er wandte uns den Rücken zu und schien uns nicht bemerkt zu haben.

Wir aber mußten uns um den Piloten kümmern.

»Was willst du machen?« fragte Suko, der ziemlich ratlos wirkte und auch blaß im Gesicht war.

»Ich muß ihn befreien.«

»Und wie?«

Mein lauernder Blick traf den Chinesen. »Vielleicht gibt es eine Chance, wenn ich das Kreuz nehme.«

»Versuch es, John!« knirschte er. »Verdammt, versuch es und befreie den armen Teufel!«

Das hatte ich auch vor. Schnell streifte ich die Kette über meinen Kopf.

Dann schritt ich langsam vor. Mit dem anderen Mann wollte ich später reden, denn der im Grabstein festsitzende Mensch war arm genug dran.

Er hatte uns gesehen, drehte den Kopf, so daß er mich anschauen konnte und holte schnell hintereinander Luft. »Was wollen Sie denn?« keuchte er. »Auch nur glotzen und sehen, wie ich hier festhänge? Das kann ich mir vorstellen. Immer mehr kommen hier an. Ich frage auch Sie: Wollen Sie mir eine Kugel geben? Los, machen Sie es! Schießen Sie mir eine Kugel durch den Kopf, und ich bin Ihnen dankbar!«

»Nein«, erwiderte ich. »Töten werde ich Sie nicht.«

»Was dann?« heulte er.

»Ich werde versuchen, Sie zu befreien.«

Sein kreischendes Lachen schmerzte fast in meinen Ohren. Er war fertig, deprimiert, er glaubte nicht daran, daß ihm noch geholfen werden konnte, und es war wirklich verständlich, daß er so dachte.

»Bleiben Sie bitte ruhig«, sagte ich und hielt mein geweihtes Kreuz so, daß er es sehen konnte. »Ich weiß, daß Sie durch schwarze Magie in diese Lage geraten sind. Ich werde versuchen, Sie mit einer Gegenmagie zu befreien.«

»Eine Kugel ist mir lieber!« fuhr er mich an.
»Reden Sie keinen Unsinn. So leicht wirft man sein Leben nicht weg.«
»Sie hängen ja nicht fest!«
Im Prinzip hatte er recht, aber darum konnte und durfte ich mich nicht kümmern.
Ich stieg auf die Grabplatte und stellte mich dicht neben den gefangenen Piloten.
Von der Seite schielte er mich an. Sein Gesicht war mit einer dicken Schicht aus Schweiß und Tränen bedeckt. Die Lippen zitterten. Er zwinkerte mit den Augen, seine Wangenmuskeln zuckten. Er mußte innerlich fertig und aufgewühlt sein.
»Bitte seien Sie jetzt still«, hörte er meine beschwörende Stimme. Ich sprach zu ihm wie ein Arzt mit seinem Patienten und hatte Erfolg damit, denn er hielt tatsächlich den Mund. Aus weit aufgerissenen Augen verfolgte er jede meiner Bewegungen.
Ich brachte meine rechte Hand, in der ich auch das Kreuz hielt, so nahe wie möglich an den Stein heran. Noch tat sich nichts, ich merkte keine Reaktion, denn das Kreuz erwärmte sich nicht.
Hatte ich mich etwa getäuscht?
Dann berührte ich den Stein.
Es war nur ein kurzes Antippen, aber es reichte. Das Zischen war so laut, daß es Suko ebenfalls vernommen hatte, denn er hob den Kopf und schaute auf.
Das Zischen war nur die erste Reaktion, die zweite, viel stärkere folgte.
Plötzlich veränderte sich die Farbe des Steins. Das Grau verschwand völlig, der Grabstein wurde durchsichtig, und ich sah ein schreckliches Bild, das mir einen Blick in die Hölle gewährte.
Monströse Gestalten tanzten einen schrecklichen Reigen. Sie lachten, aber ich hörte nichts, und über allem schwebte die Fratze des Satans.
Das Gesicht des Asmodis. Er hatte nicht aufgegeben, obwohl seine wichtigste Helferin Asmodina nicht mehr war.
Haß sprühte aus den Augen des Satans, und ich glaubte, ein höhnisches Lächeln zu sehen, dann war die Szene verschwunden, und ich schaute auf einen völlig normalen Grabstein.
Normal und leer!
Denn der Pilot hatte sich von ihm gelöst. Er lag jammernd auf der Grabsteinplatte, wo er zusammengebrochen war. Er wurde nicht nur von Suko und mir angestarrt, sondern auch von dem älteren Mann, der neben der Platte kniete.
»Du hast es geschafft!« flüsterte Suko.
Ich nickte nur und beugte mich nach unten, weil ich mich um den Piloten kümmern mußte.
Seine Hände waren normal. Allerdings völlig bleich und teigig, denn

sein Kreislauf mußte völlig zusammengebrochen sein. Was mit seinem Knie geschehen war, konnte ich nicht sehen, das Hosenbein verdeckte es.

Er sprach. »Ich…ich…bin frei!« Tief holte er Luft und redete weiter. Wirre Worte, aus denen keiner von uns einen Sinn entnahm. Ich nickte Suko zu.

Der Chinese wußte, was er zu tun hatte. Er faßte Frank Evans unter beide Schultern und zog ihn von der Platte. Auf dem nassen weichen Grasboden blieb er liegen.

Der andere Mann hatte sich ebenfalls erhoben. Wir sahen das Nichtbegreifen auf seinem Gesicht, die Verständnislosigkeit, und er schaffte es nicht, etwas zu sagen.

»Beruhigen Sie sich«, sagte ich. »Es ist alles klar.«

Da nickte er.

Ich deutete dorthin, wo Suko stand. »Können Sie uns mehr sagen, Mister…«

»Miller. Mein Name ist Miller«, gab er flüsternd zur Antwort.

»Gordon Miller?«

»Ja.«

Jetzt lächelte ich. »Da bin ich ja an den richtigen Mann geraten. Sie habe ich gesucht.«

»Wieso?«

»Ich heiße John Sinclair, und das dort ist mein Freund und Kollege Suko.«

Miller schluckte. »Sie…Sie sind tatsächlich John Sinclair, der Sohn von Horace F. Sinclair?«

»Ja, glauben Sie mir nicht?«

»Doch, doch…«

Er schüttelte den Kopf, wischte über sein Gesicht und fragte leise: »Jetzt wollen Sie sicherlich wissen, wo sich Ihr Vater befindet?«

»Wenn Sie es wissen.«

»Er ist hier.«

»Wo?«

»Im Grab, John. Verdammt, Ihr Vater ist in dieser verfluchten Gruft eingeschlossen!«

Ich wurde blaß.

***

Horace F. Sinclair hörte die Warnschreie seines alten Freundes wie durch einen Watteschleier. Der Anblick des im Sarg liegenden Ahnherrn faszinierte und stieß ihn gleichzeitig ab.

»Du mußt raus, Horace! Schnell!«

Schrill klang Millers Stimme, und endlich wurde auch Sinclair klar, daß sein alter Freund nicht scherzte. Er riß sich von dem schaurigen

Anblick los, schwang herum und schaute nach oben, wo sich die rechteckige Öffnung befand.

Dort war ein Schatten.

Allerdings keiner, den Millers Körper warf, sondern ein rechteckiger, wie ihn nur die Platte produzieren konnte. Sinclair dachte an das Schweben der Steinplatte, und er brauchte nicht erst groß zu raten, um zu wissen, daß sie sich wieder selbständig gemacht hatte und auf das Grab zuglitt, um es zu verschließen.

Da streckte sich ihm eine Hand entgegen. Miller gab wirklich alles, um dem Freund aus der Klemme zu helfen.

Auch Horace Sinclair machte seinen Arm lang. Die Hände berührten sich, doch sie mußten wieder gelöst werden, denn die Platte war schon zu nahe.

Horace F. Sinclair duckte sich unwillkürlich und fuhr zurück. Sein Mund stand halboffen, er atmete schnell und keuchend, mit den verdrehten Augen schaute er dabei nach oben, wo die Platte immer größer wurde und die Graböffnung schon bedeckte.

Dann glitt sie nach unten.

Horace F. Sinclair sah noch die letzten Lichtstreifen, die das Grab nachzeichneten, dann fiel die Platte endgültig und saß fest und fugendicht auf der Öffnung.

Es wurde finster.

Horace F. Sinclair hatte sich gegen die Wand gepreßt. Jetzt bereute er seine Neugierde, aber er hatte den Ahnherrn sehen und das Geheimnis des Grabsteins lüften wollen.

Die Falle war zugeschnappt.

Die Stille wirkte erdrückend in diesen schrecklich langen Augenblicken.

Er hörte nur sein eigenes Atmen und auch den Widerhall des Herzklopfens in seinem Gehirn.

Wie schwere Schläge.

Hart und fordernd…

Und dann vernahm er noch etwas.

Ein leises, hämisches Lachen. Da er es nicht ausgestoßen hatte, gab es nur eine Möglichkeit, wer sich für das Lachen verantwortlich zeigte.

Der Ahnherr…

***

»Haben Sie nicht gehört, John?« fuhr mich Gordon Miller an. »Ihr Vater ist dort unten in der Gruft eingeschlossen. Ich habe ihn gewarnt, er wollte nicht auf mich hören, und jetzt sitzt er fest. Den kriegen wir da nicht raus.«

Ich schaute auf das Grab und schwieg noch immer. Die Steinplatte sah völlig normal aus, nichts Magisches war an ihr zu sehen. Sie besaß

einen eisernen Haltering wie viele Platten auch. Und doch mußte sich unter ihr ein schreckliches Geheimnis verbergen, das jetzt keines mehr war, weil sich mein Vater da unten befand.

Mir lief es kalt den Rücken hinab. Ich schaute auf die Platte, als könnte ich sie mit meinen Blicken durchbohren, aber die Gabe besaß ich leider nicht.

Miller faßte mich am Arm. »Wenn Sie mir nicht glauben, John, dann rufen Sie Ihren Vater doch.« Er schüttelte sich. »Machen Sie schnell, sofort.«

»Ich glaube Ihnen«, erwiderte ich heiser und schaute zu meinem Freund und Kollegen Suko hin.

Der hob nur die Schultern. Rat wußte er auch nicht. Ob ich es noch einmal mit meinem Kreuz probierte? Vielleicht wurde die Platte wieder durchlässig wie der Stein.

»Rufen Sie ihn!« drängte mich Miller. »Er soll wenigstens ihre Stimme hören, damit er Hoffnung bekommt.«

»Nein«, erwiderte ich schroff. »Wenn wir es nicht schaffen, war die Hoffnung vergebens.«

»Was schaffen?«

»Die Platte hochzuwuchten.«

Millers Augen wurden rund vor Erstaunen. »Sie wollen die Platte…«

»Ja, ich will die Platte in die Höhe heben. Ist das so schwer zu verstehen?«

»Das schaffen Sie nie.«

»Ich allein nicht«, erwiderte ich scharf. »Wenn Sie mit uns anfassen, könnten wir es packen.«

Miller schüttelte den Kopf. »Nein!« flüsterte er. »Nein. Ich gehe nicht auf die Platte. Nachher passiert mit mir das gleiche wie mit ihm.« Er deutete auf den am Boden liegenden Piloten, der eigentlich in ärztliche Behandlung mußte, die Zeit allerdings hatten wir jetzt nicht, denn andere befanden sich in Lebensgefahr.

»Sie brauchen auch nicht auf die Platte«, herrschte ich Miller an.

»Bleiben Sie neben dem Grab stehen und strecken Sie Ihre Arme aus, zum Henker.«.

Er schaute mich noch immer skeptisch an.

»Oder ist Ihnen das Schicksal meines Vaters völlig egal?«

»Nein…«

»Dann los!«

Ich hatte bewußt auf einen Kontakt mit dem Kreuz verzichtet. Im Nachhinein fand ich es besser, wenn wir es erst auf eine unkonventionelle Art und Weise versuchten.

Suko hatte sich schon gebückt. Mit der rechten Hand umklammerte er den Ring. Aus seiner Haltung schaute er zu mir hoch und mußte wohl an meinem Gesicht abgelesen haben, welche Gefühle mich in

diesen Augenblicken durchtobten.

Es war wirklich schrecklich. Ich sah meine Eltern viel zu wenig, und dann kam ich endlich einmal und fand meinen Vater eingeschlossen in einer Gruft.

Das war für mich nicht leicht zu verkraften. Wenn wir es nicht schafften, den Stein hochzuwuchten, sah es für meinen alten Herrn sehr schlecht aus.

Aber daran wollte ich nicht denken.

»Können wir?« Sukos Stimme klang ruhig. Er hatte sich von uns am besten in der Gewalt.

Ich nickte und beugte mich ebenfalls nach unten.

Millers Hand zitterte. Der Ring war zum Glück groß genug, daß der Chinese und ich beide Hände um ihn klammern konnten. Ein paarmal atmeten wir tief durch.

Wind rauschte in den Büschen und kühlte auch unsere erhitzten Gesichter. Ich schaute auf den Stein, nickte und flüsterte mit rauher Stimme: »Zugleich!«

Kaum hatte ich das Wort ausgesprochen, als wir unsere gesamten Kräfte einsetzten.

Suko besitzt wirklich Kraft, und auch ich bin kein Schwächling, über Miller wagte ich mir kein Urteil zu bilden, trotzdem gelang es uns nicht, die Platte anzuheben.

Sie saß zu fest und war zu schwer.

Miller rutschte ab und fiel halb auf den Rücken, da er die Balance nicht halten konnte.

Ich knirschte vor Wut mit den Zähnen, in Sukos Augen loderte der Zorn.

»Noch einmal«, sagte der Chinese.

Diesmal warteten wir nicht auf Gordon Miller, sondern versuchten es zu zweit.

Abermals setzten wir alles ein. Vor Konzentration biß ich mir fast die Lippen blutig, auf meiner Stirn stand ein dicker Schweißfilm, aber die Platte bekamen wir nicht in die Höhe.

»Es klappt nicht!« keuchte mein Partner. »Verdammt, John, wir schaffen es nicht.«

Ich stand auf und atmete ein paarmal durch.

Miller flüsterte: »Ich wußte es, die anderen sind stärker. Wir können es nicht schaffen.«

Auf seine Worte hörte ich nicht, denn so leicht wollte ich nicht aufgeben.

Mein Kreuz hatte ich mir nicht wieder umgehängt, sondern in die Tasche gesteckt. Ich holte es hervor, faßte die Kette an und ließ das Kreuz nach unten fallen.

Die letzte Chance.

Ich selbst bückte mich ebenfalls und befand mich noch in der Bewegung, als wir alle drei die dumpfen Laute vernahmen, die aus der Gruft klangen.
Schreie!

***

Am schlimmsten war die Finsternis!
Das Lachen hatte sich nicht wiederholt, aber Horace F. Sinclair fürchtete sich vor dieser absoluten Dunkelheit. In einem Haus, in einem bekannten Zimmer hätte ihm das nichts ausgemacht, aber er befand sich in einer Gruft.
Das war das Schlimme.
Eingeschlossen in einem Grab. Allein mit einem Monstrum, daß es überhaupt nicht geben durfte und das trotzdem lebte.
Zwar war er allein, aber von oben hörte er Stimmen. Männerstimmen. Es mußten welche gekommen sein. Vielleicht Neugierige aus dem Dorf.
Konnten sie ihm helfen?
Horace F. Sinclair wollte schreien, überlegte es sich anders und schwieg. Nein, zuerst mußte er die Panik unterdrücken und versuchen, sich selbst zu helfen.
Im Rücken spürte er noch immer die Wand. Er hatte sich in den letzten Sekunden nicht bewegt. Automatisch hatte er seine Augen weit geöffnet, trotzdem war es ihm unmöglich, die Dunkelheit mit Blicken zu durchdringen.
Sie war absolut.
Nicht einmal an der Decke, wo die Steinplatte die Ritzen verschloß, schimmerte ein Lichtstreifen. Aber Licht bedeutete Hoffnung, und er hoffte noch immer, denn er war am Leben.
Der ehemalige Anwalt trug als Pfeifenraucher nicht nur Zündhölzer bei sich, sondern auch ein Feuerzeug. Auf das griff er zurück, holte es aus der Tasche und zündete es an.
Die Flamme brannte sehr ruhig, denn sie wurde von keinem Windhauch gestört. Sinclair drehte sie höher, so daß sie die Gruft ausleuchtete. Die Beschaffenheit der Wände kannte er schon, den Sarg auch, trotzdem trat er näher an den Sarg, denn aus ihm war das hämische Lachen erklungen. Er lief vor dem Grauen nicht weg, sondern stellte sich. Noch nie in seinem Leben war er weggelaufen.
Wenn es zu einer Konfrontation mit seinem Ahnherrn kam, wollte er ihr nicht aus dem Weg gehen.
Der Sarg war offen. Auf der anderen Seite lag der Deckel. Sinclair hatte ihn hinabgestoßen. Der Anwalt beugte sich ein wenig vor und leuchtete in den offenen Sarg.
Da lag er.

John Sinclair! Der Ahnherr, ein grausamer Tyrann, ein Mensch, der zu seinen Lebzeiten einen Pakt mit dem Satan geschlossen hatte. Jetzt war er kein Mensch mehr.

Vor Horace F. Sinclair lag ein ovales Etwas, das so gut wie keine menschlichen Formen mehr aufwies und nur an der Oberseite zwei Augen besaß.

Eine Schauergestalt!

Grün leuchteten die Augen in der schwarzen, an Teer erinnernden Masse. Dieses Etwas sah aus, als wäre es verbrannt worden und während des Vorgangs zusammengeschrumpft. Schaurig anzusehen, klumpig und eine Ausgeburt der Hölle.

Etwas, was der Teufel weggeworfen hatte und einfach liegenließ, aber doch nicht sterben konnte, weil der Satan wahrscheinlich noch auf ihn zurückgriff.

Das Feuerzeug in Sinclairs Hand zitterte. Dadurch flackerte auch der Schein, und er übergoß das schwarze Wesen mit einem unruhigen gelbroten Licht.

Ein schlimmes Bild.

Da hörte Sinclair wieder die Stimme. Aus dem schwarzen Körper drang sie, ohne daß sich eine Mundöffnung zeigte. »Sinclair, Horace F. Sinclair, du bist ein Nachkomme von mir. Ich werde dich auch in die Hölle reißen und dem Satan zu fressen geben. Lange genug habe ich gewartet. Alle dachten, ich wäre vernichtet, doch einen John Sinclair tötet man nicht. Darauf kannst du dich verlassen. Ich stehe unter dem Schutz der Hölle. Ihr werdet es nicht schaffen…« Wieder kicherte er böse, und Horace Sinclair wich zurück.

»Nein!« keuchte er. »Du wirst nichts mehr tun. Du hast genug Unheil angerichtet. Diese Gruft hier bleibt dein Grab für alle Ewigkeiten. Auch der Satan wird dir nicht helfen. Die anderen sind stärker als er. Glaube mir…«

»Die Hölle wird nicht besiegt. Sie hat hier ihren Stützpunkt, und ich bin der, der die Menschen noch immer in seinen Bann schlägt. Ich komme zurück, ich bin zurückgekommen. Nacht für Nacht erscheine ich ihnen. Ich bringe ihnen die grausamen Träume, dann wälzen sie sich in den Betten, schreien auf, kreischen, würgen, schlagen um sich und erleben im Schlaf eine Hölle.«

»Wer…wer…bist du?«

»Ich bin der Alp!«

Horace F. Sinclair atmete tief durch. »Wie soll ich das verstehen?« fragte er mit tonloser Stimme.

»Wie ich dir schon sagte, ich bin der Alp. Der Satan hat mich ausgeschickt, damit ich den anderen die schlimmen Träume bringe. Hast du noch nie etwas von den Alpträumen gehört?«

»Doch…«

»Siehst du. Und diese Träume werden in der Hölle geboren. Asmodis persönlich teilt sie mir mit, und ich gebe sie weiter an die schlafenden Menschen. Ich bin auch bei ihnen, hocke auf ihren Körpern, wenn sie schlafen und erzeuge einen starken Druck. Der schwarze Alp ist immer da, er wird immer da sein und niemand ahnt, daß ich mich am Morgen in mein Grab zurückziehe.«

Sinclair schauderte. Das waren harte Worte, die er zu hören bekam. Und der andere hatte ihm gleichzeitig die Lösung des Falles bekanntgegeben.

Konnte er etwas damit anfangen?

»Du hast Angst, nicht?« drang die höhnische Stimme aus dem Grab.

»Ja, ich sehe es dir an, daß du Angst hast. Du zitterst, denn der Alp wird auch dich erfassen. Nur macht er bei dir einen Unterschied, Horace Sinclair.«

»Welchen?«

»Dich werde ich töten!«

Hohl drangen die Worte aus der im Sarg liegenden schwarzen Masse.

Ein schauriges Versprechen, das der Alp in dieser unheimlichen Gruft gegeben hatte, und er ließ ein höhnisches Lachen folgen, das Horace F. Sinclair in den Ohren gellte.

Der Anwalt zweifelte keine Sekunde daran, daß sein Ahnherr dieses Vorhaben wahrmachen würde und daß es ihm auch leichtfiel, denn Sinclair war mit dem Alp in der Gruft eingeschlossen.

»Glaubst du mir nicht?« ertönte es wieder.

»Doch, doch…«

Da lachte der Alp. »Ja, ich bin stark. Ich bin stärker als ihr denkt, denn ich habe in dieser Gruft einen herrlichen Platz gefunden. Sie besitzt das Höllenauge, und es ist mir gelungen, die Menschen nach ihren Alpträumen herzulocken. Manche sind schon in der Nacht gekommen. Der Drang, auf den Friedhof zu laufen, steigerte sich in ihnen und wurde unheimlich. Sie kamen an dieses Grab, weil ich sie führte. Sie schauten durch das Auge, und sie sahen hinein in die schreckliche Hölle, wo sich das abspielte, was sie zuvor geträumt hatten. Die Gruft mit dem Höllenauge wurde auch für sie zum Schicksal. Zur alles entscheidenden Wende, denn die Alpträume, die ich schicke, werden sie im Leben nie mehr los.«

Horace F. Sinclair glaubte ihm jedes Wort, so unwahrscheinlich dies auch klang, aber dieses Wesen hatte einfach keinen Grund zur Lüge.

Allein seine Existenz war grausame Tatsache genug, warum sollte es dann noch lügen?

Trotz der Angst, die Sinclair umklammert hielt, hatte er seinen analytisch geschulten Verstand nicht verloren. Er dachte über die Sätze nach, und er stellte auch Fragen, weil er alles genau wissen wollte.

»Warum wurde der Pilot gefangen? Hatte auch er Alpträume?«
»Nein, aber in dieser Nacht wollte ich eine andere Seite meiner Macht demonstrieren. Wen die Gruft mit dem Höllenauge einmal in ihren Klauen hält, den läßt sie so leicht nicht mehr los, das kannst du mir glauben. Und er, der Pilot, wird für alle Ewigkeiten gefesselt sein, denn der Stein ist mit dem Atem des Teufels gefüllt und voll aufgeladen mit schwarzer Magie.«
Nach diesen Worten war es still. Sogar so still, daß Horace F. Sinclair Stimmen vernehmen konnte. Über ihm waren sie aufgeklungen. Auf der Platte tat sich etwas. Da waren Menschen. Vielleicht wollten sie ihm helfen? Aber würden sie es schaffen? Konnten sie tatsächlich stärker als die unheimliche Magie der Hölle sein?
Ein tiefes Knurren klang aus dem Sarg, danach ein röchelndes Pfeifen, und im nächsten Augenblick sah Horace F. Sinclair einen Schatten, der über den Sargrand quoll.
Der Alp kam!
Da verlöschte das Feuerzeug. Sinclair war nervös. Sein Daumen war feucht geworden und abgerutscht. Der Mann schaffte es nicht mehr, den Kontakt festzuhalten, der das Gas weiterhin aus der Düse strömen ließ.
Dunkelheit.
Darin ein Wispern, Lachen und Schmatzen. Der Alp freute sich. Er würde töten, brauchte dem anderen nicht nur die bedrückenden Träume zu bringen, sondern konnte endlich selbst zuschlagen.
»Horace F. Sinclair«, raunte es in der Dunkelheit. »Jetzt bist du an der Reihe. Keiner wird dir helfen. Keiner…«
Der Anwalt versuchte alles. Seine zitternden Hände wollten das Kontaktrad wieder in Schwung bringen. Die Dunkelheit war am schlimmsten. Er wollte seinen Gegner sehen, denn der heimtückische Überfall aus der Dunkelheit machte ihm noch mehr Angst.
Endlich fuhr die Flamme wieder hoch. Ihr Lichtkreis breitete sich aus und erfaßte auch die steinernen Wände, wo sofort allerlei Getier aufgeschreckt versuchte, in Spalten und kleine Ritzen zu kriechen.
Der Alp hatte den Sarg verlassen.
Über der Totenkiste schwebte er. Ein schwarzer ovaler Klumpen mit glühenden Augen, die dem Opfer den Tod prophezeiten. Wie er töten wollte, das wußte Horace F. Sinclair nicht, er konnte sich allerdings vorstellen, daß der andere einige Möglichkeiten besaß, denn er hatte die Unterstützung der Hölle.
Der Satan stand auf seiner Seite.
Und er kam. Lautlos schwebte er näher. Dicht unter der Decke bewegte er sich, wobei sich seine Form veränderte und länger wurde. Schon bald erinnerte er an einen zu dick gewordenen Aal oder an eine schwarze Schlange mit grünen Augen, die sich zielstrebig ihrem Opfer

näherte.
»Tod…«, wisperte es. »Ich bringe dir den Tod…«
Horace F. Sinclair wagte nicht, sich zu rühren. Seine Angst wurde riesengroß, und er bekam mit, wie der Alp seine Dichte veränderte.
Plötzlich war er nicht mehr so fest, keine kompakte Masse, sondern eher durchscheinend, dabei schon fast an einen Schatten erinnernd.
Sein Ziel war Horace F. Sinclair.
Ausweichen konnte dieser nicht mehr, er riß nur seine Hände hoch, die Flamme verlöschte.
Dunkelheit!
Und zwei schillernde grüne Augen, die für einen Moment in der Luft standen, dann hin und herwischten, so daß Sinclair nicht mehr genau wußte, wo sich sein Gegner befand, es jedoch merkte.
Auf einmal spürte er den Druck an seinem Hals. Und nicht nur an, sondern auch um seinen Hals.
Der Alp wollte ihn erwürgen!
Wie ein Blitzstrahl zuckte diese Erkenntnis in seinem Hirn auf. Bevor ihm jedoch die Luft abgeschnürt wurde, stieß er die abgehackten, gellenden Schreie aus…

***

Wir standen für einen Moment wie Denkmäler. Die Schreie aus der Gruft waren uns durch und durch gegangen. Dumpf klangen sie. Dumpf und unheimlich…
»John!« Suko zischte meinen Namen. »John, tu was, es kommt auf jede Sekunde an!«
Ja, das wußte ich selbst. Ich hatte trotzdem Angst. Es ging hier um meinen Vater. Ich fürchtete, daß die Magie des Kreuzes auch ihn treffen könnte.
Tief atmete ich durch.
Zwei Augenpaare beobachteten mich. Suko und Gordon Miller. Sie drückten mir die Daumen. Konnte ich das Unheil stoppen, das unsichtbar über diesem geheimnisvollen Gräberfeld lag?
Dann ließ ich das Kreuz fallen.
Es geschah ruckartig, zudem trennte es nur eine kurze Distanz von der Platte.
Ein klirrendes, leicht singendes Geräusch ertönte, als Kreuz und Steinplatte Kontakt bekamen. Die Platte mußte magisch aufgeladen sein, denn Miller hatte erzählt, wie sie sich bewegte. So etwas ging nicht mit normalen Mitteln.
Da geschah es!
Von der Steinplatte fuhr ein regelrechter Blitzstrahl in die Höhe. Etwa eine Handbreit von meinem Körper entfernt, zischte er in die Höhe, verästelte und wurde hoch über unseren Köpfen zu einem

regelrechten Gespinst.

Suko und Gordon Miller verfolgten das helle Netz mit ihren Blicken, während ich mich auf die Grabplatte konzentrierte, denn dort sollte sich der Erfolg abzeichnen.

Rauch quoll mir entgegen. Er vernebelte auch die Sicht, so daß ich die Platte überhaupt nicht sehen konnte. Ich wedelte mit der Hand, um freie Sicht zu bekommen. Während dieser Tätigkeit hörte ich das Knirschen, als wären ungemein starke Kräfte dabei, die Steinplatte vor meinen Füßen zu zerbrechen.

Schafften sie es?

Ja, die Platte hielt dem Druck der Weißen Magie nicht stand. Sie löste sich vor meinen Augen auf, und ich bekam einen freien Blick in die Gruft, denn auch der Qualm verzog sich.

Ein schauriges Bild bot sich meinen Augen.

Ich sah meinen Vater halb auf dem Boden liegend. Seine Augen waren so weit aufgerissen, daß sie mich an Kugeln erinnerten. Auch der Mund stand offen, doch atmen konnte der alte Herr nicht, denn um seinen Hals hatte sich ein schwarzes Etwas geschlungen, das wie ein tödlicher Schal die Luft abwürgte.

Es dauerte wirklich nicht länger als eine Sekunde, um diesen Anblick aufzunehmen.

Und schon handelte ich.

Ich stieß mich ab und sprang in die Gruft hinein, wobei ich neben dem Sarg landete. Das Kreuz hielt ich fest umklammert, denn damit wollte ich dem Wesen zu Leibe rücken.

Mit einem Sprung schnellte ich auf meinen Vater zu, um ihn zu befreien.

Ich rechnete nicht mit der Schnelligkeit des Wesens. Urplötzlich löste es die Umklammerung, war wie ein Schatten und wischte an meinem Gesicht vorbei.

Obwohl mein rechter Arm zur Seite fuhr, war ich zu langsam. Das geweihte Kruzifix schaffte es nicht mehr, das seltsame Wesen zu berühren.

Ich spürte einen kalten Lufthauch, der dicht vor meinem Gesicht entlangfuhr; und als ich mich drehte, da hatte es bereits die Gruft verlassen.

Es zischte förmlich aus dem Grab und war verschwunden.

Sukos überraschter Ruf drang an meine Ohren. Danach ein Fluch, der mir bewies, daß mein Partner Pech gehabt hatte. Auch er hatte das Wesen nicht fangen können.

Es war uns entkommen.

Einen Teilsieg jedoch konnten wir auf unser Konto verbuchen. Es war mir gelungen, meinen Vater zu retten. Er hätte keine Chance gegen dieses unheimliche Höllengeschöpf gehabt.

Horace F. Sinclair hockte auf dem Boden. Mit dem Rücken lehnte er an der Wand. Weit hatte er den Mund aufgerissen, und er saugte hastig den Atem ein, wobei seine Unterlippe zitterte. Sein Gesicht wirkte bleich, wie mit klebrigem Mehl überstreut.

Neben ihm kniete ich mich nieder. Mein Vater sah mich. Er wollte lächeln, es klappte nicht. Dann streckte er den Arm aus. Zitternde Finger berührten meinen Handrücken.

»Junge«, röchelte er. »Mein Junge…«

Verdammt, Freunde, mir saß ein Kloß in der Kehle, als ich meinen alten Herrn so reden hörte. Es war wirklich Hilfe im letzten Augenblick gewesen.

»Okay, Daddy«, sagte ich. »Wir haben es gepackt. Du bist noch mal davongekommen.«

Er schloß den Mund und legte seinen Kopf nach hinten. Auf seinem Gesicht glänzte es naß, noch immer hatte er Schwierigkeiten, Atem zu holen, zudem war er so geschwächt, daß er nicht allein auf die Beine kommen konnte.

Ich faßte unter seine Schultern und hob ihn an.

»Soll ich helfen?« erklang Sukos Stimme vom Rand der Gruft.

Über meine Schulter hinweg schaute ich schräg nach oben. »Nein, laß mal, das schaffe ich auch so. Bleib aber da.«

»Mach ich. Der andere ist sowieso entwischt.«

Auch mein Vater hatte die Worte vernommen. Mit kratziger Stimme sagte er: »Der kommt wieder, John. Verdammt, der kommt wieder, das kannst du mir glauben.«

»Aber jetzt nicht«, erwiderte ich und zog meinen Vater auf die Beine.

»Ich…ich weiß, wer er ist, John…«

»Später, Dad. Das kannst du mir alles später erzählen. Zuerst einmal müssen wir aus dieser verdammten Gruft.« Der alte Herr war sehr wacklig auf den Beinen. Als er die ersten zögernden Schritte ging, wollte er in den Knien einknicken. Ich hatte Mühe, ihn auf den Beinen zu halten.

Sukos Hilfe kam mir sehr gelegen. Der Chinese kniete am Rand der Gruft und hatte die Arme ausgestreckt. Gemeinsam hievten wir meinen Vater hoch.

Oben kümmerten sich Suko und Gordon Miller um ihn.

Ich blieb in der Gruft und untersuchte den Sarg. Er war im Gegensatz zu der Steinplatte nicht zerstört worden, doch er verfiel, da er schon sehr alt war und immer in diesem luftdicht abgeschlossenen Käfig gestanden hatte. Jetzt drang Sauerstoff an das Holz, es wurde brüchig, wobei es dem Alter Tribut zollte.

Mit dem Fuß trat ich dagegen. Das Holz splitterte nicht einmal, es fiel zusammen wie nasse Pappe.

Ansonsten befand sich nichts in der Gruft, was mich auf die Spur des

geheimnisvollen Wesens gebracht hätte. Ich entdeckte auch keine Verbindung zwischen der Gruft und dem Grabstein, beide schienen unabhängig voneinander zu sein.

Mir blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls ins Freie zu klettern. Der Grabstein stand noch, während die Grabplatte verschwunden war.

Einfach aufgelöst. Ich konnte mir das nur so erklären, daß sich in dem Stein eine stärkere Magie als in der Platte verborgen gehalten hatte.

Mein Vater wurde zwar noch immer von Suko gestützt, er hatte sich inzwischen wieder einigermaßen erholt. Tief und schwer atmete er durch. Sein Gesicht hatte auch Farbe bekommen, und er schaute mich lächelnd an, als ich den unheimlichen Raum unter der Erde verließ.

»Du hast mir das Leben gerettet, John.«

Ich stand auf und klopfte mir die Hände sauber. »Hör auf, Dad. Das hätte jeder andere auch getan.«

»Aber du hast es geschafft.«

»Weil ich mein Kreuz hatte, das ist alles.« Ich schaute mich um.

»Eigentlich haben wir hier nichts mehr verloren«, sagte ich. »Das Wesen ist entkommen. Wir müssen sehen, wo wir den Hebel ansetzen.«

»Ich kann dir dazu etwas sagen, John.«

»Klar, Dad. Aber nicht hier.«

»Wir gehen zu mir«, sagte Gordon Miller sofort.

»Und was machen wir mit ihm?« Ich hatte den Piloten nicht vergessen.

»Den nehmen wir mit.«

Das war eine Aufgabe für Suko. Er warf sich den Mann über die Schulter, der dies apathisch über sich ergehen ließ. Ich stützte meinen Vater, Miller ging neben uns her. So verließen wir den Friedhof.

Allerdings war ich mir sicher, daß ich noch einmal zurückkommen würde.

Und dann unter veränderten Vorzeichen.

***

Wir saßen in Gordon Millers Arbeitszimmer. Wir, das waren Mr. Miller, mein Vater, Suko und ich. Der völlig erschöpfte und entnervte Pilot hatte im Gästezimmer seinen Platz gefunden. Dort lag er auf einem Bett.

Wir hofften, daß er schlafen konnte.

Mein Vater hatte berichtet. Gut erholt zeigte er sich. Es hing auch damit zusammen, daß er seine Stimme mit Mineralwasser geschmiert hatte, wie er sich auszudrücken pflegte, und er hatte trotz seiner Angst unten in der Gruft gut aufgepaßt. Kaum ein Wort war ihm entgangen, und so erfuhren wir, welch eine Bewandtnis es mit unserem Ahnherrn

auf sich hatte.
John Sinclair, mein Namensvetter, hatte sich tatsächlich dem Teufel verschrieben. Ich konnte es immer noch nicht fassen. Asmodis hatte mir nie etwas darüber erzählt, denn die Chance dazu hatte er längst gehabt, denn mehr als einmal stand ich ihm bereits gegenüber. Ein Ahnherr in der Sinclair-Familie als Dämon war wohl einer seiner großen Trümpfe gewesen. Allerdings hatte er ihn bisher nicht so ausspielen können, wie er es sich wohl vorstellte. Wir waren da ein wenig schneller gewesen.
Bei einem ausgezeichneten Whisky dachte ich über das nach, was mein Ahnherr geworden war.
Ein Dämon. Genauer gesagt: ein Alp.
Was wußte ich darüber? In den Sagen und Legenden der Völker geisterte der Alp als schwarzes, großes, kugelförmiges Wesen herum, der des nachts die Menschen besuchte und sich auf ihren Betten festsetzte, wobei seine höllischen Gedanken in die Gehirne der Menschen eindrangen, ihr Unterbewußtsein beeinflußten und ihnen die schrecklichen Alpträume brachten.
Eine Sage war es also nicht gewesen. Dieser Alp existierte tatsächlich.
Und er war vom Teufel persönlich erschaffen worden, wenn ich den Worten meines Vaters glauben sollte. Über meinen Namensvetter selbst wußte ich nicht allzuviel. Er war das Schwarze Schaf seiner Familie gewesen, hatte sich einen Dreck darum gekümmert, was andere machten oder taten und war seine eigenen Wege gegangen.
Die Wege der Hölle!
Er hatte mit dem Teufel paktiert. Wie und wieso, das wußte niemand zu sagen, doch der Teufel hatte sich seiner erbarmt. Oder auch nicht. Es kam darauf an, aus welcher Perspektive man die Sache betrachtete. Für meinen Ahnherrn war das wohl das beste gewesen. Er lebte weiter. Nur wie. Als Alp, um die Menschen zu quälen und ihnen die schrecklichen Träume zu schicken.
Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute versonnen dem blaugrauen Rauch nach.
»Woran denkst du, John?« fragte mich mein Vater.
»An den Alp.«
Daddy lächelte. »Das ist klar, aber wie willst du ihm beikommen?«
Ich hob die Schultern.
»Das ginge wohl am besten nur nachts«, meinte Suko. »Dann kommt er zu den Menschen und bringt seine grausamen Träume.«
Ich gab meinem Freund recht. »Fragt sich nur, zu welcher Person er kommt. Wir haben da leider keinen genauen Anhaltspunkt und sind nur auf Spekulationen angewiesen.«
»Vielleicht kann uns Mr. Miller weiterhelfen«, meinte der Chinese.
»Ich?« Miller war baff erstaunt.

»Ja«, sagte Suko. »Sie - kennen sich doch am besten hier in Maghel aus und wissen über die Leute Bescheid. Der Alp sitzt ja nicht ewig in seiner Gruft. Sie ist für ihn ein Schlupfwinkel. Ich kann mir vorstellen, daß er sie des nachts verläßt und mit seinem schlimmen Treiben beginnt.«

Die Gedankengänge meines Partners waren wirklich nicht von der Hand zu weisen. Ich ahnte, worauf er hinauswollte und bekam es mit der nächsten Frage bestätigt.

»Haben Sie vielleicht von irgendwelcher Seite erfahren, daß sich die Alpträume in letzter Zeit vermehrt haben? Nahmen sie zu? Haben die Menschen etwas erzählt?«

Miller schien nicht zugehört zu haben, denn er deutete auf sich und fragte: »Bin ich gemeint?«

»Natürlich.«

Er hob die Schultern. »Das ist eine schwierige Frage. Sicher, in meiner Firma arbeiten zahlreiche Menschen aus dem Ort, ich komme auch mit vielen zusammen, aber wir reden ja nie über private Dinge. Ich kann die Leute schlecht fragen, was sie geträumt haben.«

Das stimmte. Es wäre wirklich zuviel verlangt gewesen. Wir mußten es anders anpacken.

»Haben Sie selbst in der letzten Zeit stärkere Alpträume verspürt?« wandte ich mich an Gordon Miller.

»Nein.«

Die Antwort kam ein wenig plötzlich. Das hatte auch mein Vater bemerkt, denn er sagte zu seinem Freund: »Überlege genau, Gordon. Vielleicht hast du tatsächlich…«

»Wirklich nicht. Ich nehme immer Schlaftabletten, weil…«

»…Sie nicht einschlafen können und Sie Alpträume quälen«, vollendete ich.

»Da haben Sie sich verkalkuliert, Mr. Sinclair. Ich habe andere Probleme. Sie müssen wissen, daß ich ein kleiner Unternehmer bin und seit Jahren in einem Existenzkampf stehe. Hier ist es wie überall. Die großen Konzerne wollen uns kaputtmachen, und man muß wirklich am Ball bleiben, um mithalten zu können. Zum Glück ist es meinem Sohn und mir gelungen, eine Marktlücke zu entdecken. Wir haben uns spezialisieren können und auch entsprechende Abnehmer. Als Optimist sehe ich einen Aufschwung, doch in den letzten Monaten hat es mies ausgesehen, das muß ich einmal sagen, um Ihnen meine Schlafbeschwerden zu erklären.«

So kamen wir wirklich nicht weiter.

Ziemlich betrübt schauten wir aus der Wäsche. »Hat einer einen anderen Vorschlag?« fragte ich.

»Bleibt uns nur der Friedhof, John«, sagte Suko.

»Du meinst, wir sollten dort warten?«

»Ja, daran denke ich. Wenn der Alp seine Tour hinter sich hat, wird er sicherlich zurückkommen.«

Ich war skeptisch. »Auch jetzt, wo wir die Gruft und seinen Sarg zerstört haben?«

»Verflixt, daran habe ich nicht gedacht.«

»Und der Alp hat freie Bahn«, sprach mein Vater genau das aus, was ich dachte.

Es war wirklich ein Kreuz.

»Der Alp kommt in der Nacht«, resümierte ich. »Demnach müssen wir bis zur Dunkelheit warten. Bis dahin hält er sich versteckt. Ist jemand anderer Meinung?«

Keine Einwände.

»Ich würde aber trotzdem gern mit Leuten aus Maghel sprechen«, warf ich ein und schaute Gordon Miller dabei an. »Wäre es möglich, mit Ihren Arbeitern und Angestellten kurz zu reden?«

»Ja, das geht.«

Ich nickte und stand gleichzeitig auf. »Worauf warten wir noch. Untätig herumsitzen, hilft keinem.«

Gordon Miller grinste. »Das, John, hätte auch Ihr Vater sagen können. Nicht wahr, Horace?«

Mein alter Herr nickte.

***

Man hatte das Zimmer abgedunkelt. Vorhänge, die fast bis zum Boden reichten, verdeckten die beiden Fenster und ließen kaum einen Lichtstreifen hindurch.

Frank Evans lag auf dem Bett.. Er konnte es nicht richtig fassen, daß er gerettet war, und wenn er die Augen schloß, dann glaubte er sich noch immer in seiner schrecklichen Lage am Grabstein zu sehen. Danach öffnete er ruckartig die Augen und sah über sich keinen Himmel, sondern das verschwommene Weiß der Zimmerdecke.

Er hatte es geschafft.

Tatsächlich…

Einen Arzt hatte er abgelehnt. Erstens gab es in Maghel keinen, zudem wollte er seinen Rettern nicht zumuten, bis zum nächsten Dorf zwölf Meilen zu fahren. So blieb er allein. Allerdings waren seine Retter so nett gewesen und hatten ihm zu essen und zu trinken dagelassen.

Gegessen hatte er nichts. Er bekam einfach keinen Bissen herunter. Er hatte wohl getrunken, und der kühle Saft rann wohltuend durch seine Kehle.

Manchmal packte ihn auch der Schüttelfrost. Urplötzlich kam er und lief durch seinen Körper. Dabei zitterte das Bett mit, so sehr pflanzten sich die Vibrationen fort. Einmal hatte es ihn getroffen, als er das Glas

in der Hand hielt. Der Fruchtsaft war übergelaufen und lag jetzt als Flecken auf der Decke.

Man hatte ihm geraten, ein wenig zu schlafen. Er lachte auf, als er daran dachte. Wer konnte schon schlafen nach so einem Erlebnis? Er jedenfalls nicht. Dabei hatte er gedacht, gute Nerven zu haben, denn die brauchte er als Flieger, doch die Ereignisse der nahen Vergangenheit hatten ihn buchstäblich überrollt und kehrten in der Erinnerung immer wieder, als er auf dem Bett lag und seine Ruhe hatte.

Nein, das war so leicht dahingesagt. Keiner konnte sich in seine Lage versetzen, niemand hatte das durchgemacht, was hinter ihm lag. Der Schrecken, das Grauen, die Angst um sein Leben, das Wissen um seine aussichtslose Lage - dann die Rettung.

Er stöhnte auf, als abermals die Ereignisse vor seinem geistigen Auge entlangzogen. Nie wollte er so etwas wieder erleben. Sollte sich noch einmal so etwas abzeichnen, würde er lieber Selbstmord verüben, denn ein zweites Mal wurde er sicherlich nicht gerettet.

Das Bett stand so, daß er auf die beiden Fenster schauen konnte. Eins lag links von ihm, das zweite genau gegenüber. Zwischen den Fenstern wurde die Wand von einem hohen Schrank ausgefüllt, dessen Oberteil fast bis an die Decke reichte. Das Möbelstück hatte sicherlich seine 100 Jahre auf dem Buckel.

Er hatte sich nicht auf die Seite gelegt, sondern auf den Rücken. Das Halbdunkel des Zimmers wirkte irgendwie gespenstisch. Die langen Vorhänge erinnerten ihn an ruhende, düstere Gespenster. Sie wurden von keinem Windhauch bewegt, wobei es leicht passieren konnte, daß sie sich plötzlich in gefährliche Wesen verwandelten. Das jedenfalls gaukelte die Fantasie dem Mann vor.

In den beiden Vorhängen erkannte er plötzlich Feinde. Kalt lief es seinen Rücken hinab, wieder schüttelte er sich, wobei seine Zähne aufeinander klapperten.

Da! Ein Vorhang hatte sich bewegt. Er gehörte zu dem Fenster, das ihm gegenüberlag. War der Spalt zwischen den beiden dunklen Tüchern nicht größer geworden und hatte sich dort nicht eine Gestalt durchgeschoben?

Wild trommelte sein Herz. Er lag still im Bett, starrte auf das Fenster, und seine Angst wurde von Sekunde zu Sekunde größer. Er wußte nicht, was er machen sollte, aber er rechnete damit, daß sich jemand im Raum befand.

Ja, er war nicht mehr allein!

Das Unheimliche lauerte. Ein Gespenst aus der Gruft, ein furchtbarer Geist ein Dämon.

Frank Evans stöhnte auf. Alles hätte ihm passieren können, nur das nicht, um Himmels willen keine Erinnerung an diese schreckliche Zeit

auf dem Friedhof.

War da nicht ein Schatten? Huschte nicht etwas Schwarzes durch den Raum, floh der Decke entgegen, vermischte sich mit dem Dämmer und kreiste im Raum.

Jetzt war es bei ihm!

Er spürte es.

Da war plötzlich der Druck auf seiner Brust. Sein Luftholen wurde zu einem Pfeifen, die Augen weiteten sich, sie quollen vor, als wollten sie die Höhlen verlassen.

Frank Evans krallte seine Finger in die Bettdecke. Heisere Laute drangen aus seinem Mund. Er wollte die Hände falten, das gelang ihm nicht, die andere Kraft war stärker.

Sie saß auf ihm, sie drückte…

Der Pilot stöhnte auf. O Gott, was war das? Warum ließ man ihn nicht atmen? Er wollte doch Luft holen. Er brauchte sie, um weiterleben zu können. Was hatten die anderen denn mit ihm vor? Und wer war dieses Wesen?

Er senkte den Blick, schaute an seiner Brust entlang, um die freiliegenden und hochkant stehenden Füße zu sehen. Er schaffte es nicht. Da war etwas dazwischen, ein schwarzes Ding, das ihm den Blick nahm und dicht wie eine Wand war, durch die er nicht schauen konnte.

Unförmig, wallend, doch irgendwie an eine Kugel erinnernd, so kam ihm das Ding vor.

Und es hockte auf seiner Brust.

Gnadenlos war es, es bewegte sich sogar. Er wollte es fortwischen, hinweg damit, aber es gelang ihm nicht einmal, seine Arme zu bewegen.

Zu beiden Seiten seines Körpers lagen sie neben ihm, die Hände in das Laken verkrallt.

Das war ein Alptraum, aber einer, der zur Realität geworden war. Eine andere Lösung kam nicht in Frage. Er kannte diese Träume noch, hatte sich jetzt wieder an sie erinnert, denn als Jugendlicher hatte er während der Pubertät diese Träume bekommen und sie mit all ihren Schrecken erlebt.

Jetzt waren sie wieder da. Nur grausamer und bedrückender als je zuvor.

Der Druck wanderte höher. Er konzentrierte sich nicht mehr allein auf seinen Brustkorb, sondern geriet in die Nähe seines Halses, um ihm dort die Luft abzuschnüren. Er sollte nicht mehr atmen, sondern langsam und qualvoll ersticken, dabei einen Tod erleiden, wie er schlimmer und grausamer nicht sein konnte.

Da drehte sich der Schatten auf seiner Brust, und Frank Evans sah das grüne Schimmern.

Zwei Augen starrten ihn an.
Grüne Augen!
Wie Gift, so sprühend vor Haß, und die Augen rollten in der Schwärze, wobei die Stimme ebenfalls aus diesem amorphen Etwas an seine Ohren gelangte.
»Ich hab dich!« flüsterte das Wesen. »Du entkommst mir nicht. Wer einmal in meinen Krallen gewesen ist, den lasse ich so leicht nicht mehr los…«
Der Pilot röchelte. Mehr brachte er nicht hervor. Etwas schnürte seine Kehle zusammen, Speichel sprühte vor seinen Lippen, der Druck auf der Brust wurde immer stärker. Wenn überhaupt noch Luft in seine Lungen drang, dann war dies mit einem pfeifenden Geräusch verbunden.
Der Alp hatte seinen Spaß. Er, der sonst nur immer zu Schlafenden kam und seine grausame Botschaft in deren Unterbewußtsein hineindrängte, hatte es hier mit einer lebenden Person zu tun. Mit einem Menschen, den er töten konnte.
»Ich bin der Alp!« zischte er. »Ich bin der Tod. Du wirst es nicht mehr schaffen, keiner ist da, der dich retten kann. Ich habe sie weggehen sehen. Sie denken, sie wären schlau, doch das stimmt nicht, ich bin viel schlauer und ihnen weit überlegen…«
Wahre Worte, dumpf klingend, aber Frank Evans vernahm sie kaum noch. Seine Aufnahmefähigkeit war stark reduziert worden. Eine kaum durchlässige Platte schien sich vor sein Gehirn geschoben zu haben, die sämtliche Worte filterte und sie nur bruchstückhaft an den Empfänger weitergab.
Der Tod nahte.
Er hatte bereits seine dunklen Schwingen ausgebreitet, um einen Menschen in sein Reich zu ziehen. Der Tunnel der Unendlichkeit öffnete sich für Frank Evans, und er hatte das Gefühl, als würden große Kräfte an seinem Körper ziehen, um ihn in dieses schwarze Loch hineinzuzerren.
Noch wehrte er sich, doch es war nur ein schwaches Aufflackern, wie bei einer Kerze die Flamme, der jemand immer mehr Sauerstoff entzog.
Die Finger umkrallten noch immer das Bettuch. In einer letzten Aufwallung bäumte Frank Evans seinen Körper hoch, ein röchelnder Schrei drang über seine Lippen, und der Alp auf seinem Körper wurde zu einem riesenhaften Gebilde, das die Größe eines Zimmers einnahm, wobei es schließlich übergangslos zusammen mit Frank Evans in den Tunnel hineinschoß, aus dem es für den Menschen keine Rückkehr gab…

***

Unsere Mission war erfolglos verlaufen. Über zwei Stunden hatten wir auf diese Art und Weise »vertrödelt«. Nun rechnete ich nicht mehr mit der Ehrlichkeit der Menschen. Die Schotten, besonders die, die auf dem Lande lebten, waren ziemlich verschlossen. Als wir die Männer und Frauen nach den Träumen fragten, hatten wir manches Mal überhaupt keine Antwort bekommen, sondern nur ein stummes Kopfschütteln geerntet.

Das war alles.

Gordon Miller hatte mit seiner Prognose recht behalten. Die Menschen gaben nicht so einfach etwas zu. Schon gar nicht vor ihrem Arbeitgeber und drei Fremden.

Als wir Millers Haus erreichten, war es später Nachmittag. Ich schaute zum Himmel hoch. Die graue Färbung ließ nicht allein auf eine starke Wolkenbildung schließen, es war auch die Dämmerung, die sich langsam ausbreitete, um den Tag abzulösen.

Der Abend kam…

»Bleibt es bei unserem Vorsatz?« fragte Gordon Miller, als er die Haustür aufschloß.

»Natürlich«, antwortete ich. »Wir müssen einfach auf dem Friedhof warten.«

Wir betraten das Haus.

Mein Vater hielt mich zurück, während Suko und Miller schon vorgingen.

»Ist das nicht zu gefährlich, John? Du hast gesehen, zu welchen Taten deine Gegner fähig sind.«

Ich klopfte dem alten Herrn auf die Schulter. »Laß nur, Dad, ich mache das schon. Wenn du wüßtest, gegen wen ich schon alles gekämpft habe, ich glaube, du und Mutter hättet keine ruhige Minute mehr.«

»Ja, das weiß ich. Deshalb sage ich Mutter auch nichts. Für sie bist du immer noch ein Kind.«

Ich lächelte. »So sind Mütter nun einmal. Es wäre schade, wenn es mal anders kommt.«

»Da hast du recht.«

»Was ist mit euch?« rief Gordon Miller. »Wollt ihr für heute im Flur stehenblieben?«

»Nein, nein.« Ich ging schon vor. »Außerdem müssen wir nach Frank Evans schauen.«

»Der wird schlafen«, sagte Miller.

»Hoffentlich.« Ich ging noch vor dem Hausherrn und steuerte auch als erster die Tür das Gästezimmers an. Erst wollte ich klopfen, dann überlegte ich es mir anders, drückte die Klinke und betrat das Zimmer.

Halbdunkel. Man konnte wirklich schlecht etwas sehen, deshalb machte ich Licht.

An der Decke wurde die Lampe hell.
Ihr Licht fiel auch auf das Bett, in dem Frank Evans lag.
Er schlief - oder?
Zuerst fiel mir seine unnatürliche Haltung auf. Er hatte seinen Körper hochgehoben, die Hände waren in das Laken gekrallt, der Mund stand weit offen und er war tot!
»O nein!« stöhnte ich, als ich neben seinem Bett stand und biß danach so hart die Zähne zusammen, daß es knirschte. »Ich werde hier noch verrückt. Das kann es doch nicht geben. Der Alp hat ihn erwischt, Teufel auch.«
Die anderen hatten mich erreicht und blieben neben mir stehen. Wie auch ich, so starrten sie ebenfalls fassungslos in das bleiche Gesicht des toten Piloten.
Der andere hatte ihn ermordet. Dieser verfluchte Alp war schneller gewesen als wir.
Ich wandte mich ab, ging zum Fenster und riß einen der Vorhänge beiseite. In ohnmächtigem Zorn ballte ich die rechte Hand zur Faust.
Wären wir nur dageblieben und hätten auf unseren Gegner gelauert, dann läge jetzt kein Toter im Bett. Aber wir hatten weggehen müssen, dazu auf meinen Vorschlag hin, und das war das Schlimme an der Sache. Ich selbst gab mir die Schuld am Tod dieses Menschen.
»John!« Hinter mir hörte ich die Stimme meines Vaters und spürte die Hand, als sie sich auf meine rechte Schulter legte. »Du brauchst dir keinen Vorwurf zu machen, wirklich nicht. Wir alle sind nicht schuld an dieser Sache.«
»Daddy, es hat keinen Sinn. Ihr seid nicht schuld, aber ich. Glaube mir.«
»Unsinn.«
»Doch. Ich hätte wissen müssen, wie unberechenbar Dämonen reagieren. Ich habe lange genug Erfahrungen sammeln können, wir hätten wirklich nicht gehen sollen.«
»Aber John, ich bitte dich…«
»Nein, Dad, hör auf! Ein Mensch ist von einem Dämonen getötet worden. Dazu von einem, der meinen Namen trägt. Ein dämonischer Mörder namens John Sinclair. Stell dir das einmal vor, Dad…«
»Ich rufe den Leichenbeschauer an«, sagte Gordon Miller. Er verließ den Raum. Draußen im Gang hörten wir, wie er aufstöhnte. Auch ihm war dieser Fall an die Nieren gegangen. Dabei hätten wir diesen Mord verhindern können. Mit ein wenig mehr Überlegung und Nachdenken.
Ich drehte mich wieder um. Wortlos trat mein Vater zur Seite. Ich verhielt neben dem Bett meinen Schritt und schaute in das Gesicht der Leiche.
»Deinen Mörder, Frank Evans, den holen wir uns. Dann wird er vernichtet wie Unkraut.« Ich sprach die Worte leise. Sie waren ein

Schwur, und ich würde ihn halten.

Auch wir verließen den Raum. Mein Vater tat das einzig richtige. Er schenkte einen Whisky ein.

Obwohl er wirklich ausgezeichnet war, schmeckte er mir wie Seifenwasser.

***

Der Alp lauerte in seinem Versteck. Böse Gedanken durchstreiften das schwarze Gebilde. Sie waren von der Hölle geschickt worden, und der Teufel selbst sandte sie aus. Er freute sich über die Tat seines Dieners, der einmal John Sinclair geheißen hatte.

Der Tod des Piloten war erst ein Vorgeschmack auf das Kommende gewesen. In der folgenden Nacht wollte und sollte der Alp zuschlagen.

Er würde den Menschen die gräßlichsten Träume bringen, die man sich vorstellen konnte, und sie würden reagieren, denn die Träume waren so stark und grausam, daß die Menschen nicht anders konnten, als sie beim Erwachen nachzuvollziehen.

Sie würden das tun, was ihnen der Alp eingegeben hatte. Der Friedhof sollte für sie zu einem Sammelpunkt werden, und auch die Gegner konnten den Alp nicht mehr aufhalten.

Er war stärker!

Der Tag neigte sich seinem Ende entgegen. Er starb allmählich dahin, die Dämmerung kam und mit ihr die Nacht. Sie breitete über alles Böse ihren dunklen Mantel, deckte die Untaten der Menschen ebenso zu wie die der Hölle. Sie war ein Verbündeter der Schwarzblütler seit ewigen Zeiten, und sie würde es immer bleiben, solange es Dämonen gab und sie weiter existierten.

In den Häusern wurden die ersten Lichter eingeschaltet. Kinder durften nicht mehr auf die Straße, die wenigen Geschäfte schlossen, die Wirte warteten auf den Besuch ihrer Gäste.

Und auch der Alp wartete. Er hatte Zeit, für ihn spielten Stunden oder Tage keine Rolle. Er dachte nur an seine Aufgabe, die er erfüllen wollte und auch würde.

Bisher hatte er sich ziemlich zurückgehalten. Seine letzte Ruhestätte, der Sarg, war von ihm nicht jede Nacht verlassen worden. Und auch die Träume waren nicht so schlimm gewesen. Es hatten zwar Menschen wie verrückt im Schlaf geschrien, aber dennoch konnte man all dies als harmlos bezeichnen.

Das sollte sich in der folgenden Nacht ändern, denn dann würde es Tote geben, das hatte sich der Alp fest vorgenommen. Geübt hatte er bereits.

Der Pilot lebte nicht mehr.

Die Gruft mit dem Höllenauge!

Sie sollte zum Ziel all derjenigen werden, die er mit seinen

schrecklichen Alpträumen beglückte. Und wer sich seinen Dienern in den Weg stellte, wurde vernichtet.

Wie seine Feinde!

Er wußte sehr wohl, daß sie da waren. Auch würden sie sicherlich auf dem Friedhof lauern, aber da hatten sie sich geschnitten, da hingen sie voll in der Falle. Der Alp wußte auch schon, wie er an diesen Geisterjäger herankam.

Sein Plan war einfach und doch genial. Im Mittelpunkt standen die Menschen, die er nach seinem Willen lenken konnte.

Noch wartete er, doch als es dunkel war und die ersten Menschen zu Bett gingen, machte er sich auf den Weg…

***

Es hatte eine kleine Auseinandersetzung mit meinem Vater gegeben, weil er Suko und mich nicht allein gehen lassen wollte, denn er fühlte sich noch fit und hatte schließlich ebenfalls ein Wörtchen mitzureden.

»Daddy, laß es sein. Du bist zwar okay, aber nicht mehr so fit wie ich. Zudem habe ich Routine, was den Umgang mit Dämonen und anderen finsteren Geschöpfen angeht. Wenn ich deiner Mary und meiner Mutter erzählen würde, wie du dich anstellst, dann…«

»Das wirst du doch hoffentlich nicht tun, John.«

»Nur wenn du hierbleibst.«

Dieses Argument überzeugte. Mein Vater blieb mit Gordon Miller zurück.

Der Whiskyfabrikant hatte sowieso keine Lust, uns zu begleiten.

Allerdings fühlte er sich in seinem Haus auch nicht sicher. Zu recht, wie der Mord an dem Piloten bewiesen hatte.

Es war inzwischen dunkel geworden. Suko und ich wollten noch nicht zum Friedhof. Wir gingen davon aus, daß der geheimnisvolle Dämon irgendwo in der Stadt lauerte und seine Opfer genau aussuchte.

Der Chinese wollte wissen, in welch einem verwandtschaftlichen Verhältnis dieser John Sinclair zu mir stand.

Da hob ich die Schultern. »Genaueres kann ich dir nicht sagen, Suko. Er ist auf jeden Fall kein direkter Ahnherr.«

»Wie meinst du?«

»Er paßt nicht in die Linie, wenn ich sie mal zurückverfolge.«

Suko lächelte. »Dann brauchst du also keine Angst zu haben, daß das Dämonische auch einmal bei dir zum Ausbruch kommt.«

»Doch.«

»Wieso?«

»Wenn du weiter so redest, werde ich zum Tier.«

Suko lachte, und ich grinste mit.

»Aber im Ernst«, fuhr ich fort. »Wie mir mein Vater sagte, gehörte

dieser Sinclair zu einer Nebenlinie unserer Familie. Er ist damals von den Menschen geächtet und zugleich gefürchtet worden. Zu recht, wie du jetzt siehst.«

»Kennst du eigentlich deine genaue Abstammung?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, so intensiv habe ich mich damit wirklich nicht befaßt.«

»Solltest du aber.«

»Weshalb?«

»Vielleicht erlebst du noch andere Überraschungen, so daß es nicht nur der eine Ahnherr war, der bei euch quer geschlagen hat.«

Ich schaute Suko mit einem Blick an, als wollte ich ihn fressen. Im Prinzip jedoch hatte er recht. Es wäre wirklich mal interessant, die Ahnenforschung genau zu betreiben. Allerdings fehlte mir dazu die Zeit.

Vielleicht konnte ich meinen Vater für so einen Job gewinnen.

Oberflächlich hatte er sich ja mit dem Gebiet beschäftigt.

Das Dorf war nicht groß.

Maghel unterschied sich zudem in nichts von anderen schottischen Orten. Vielleicht der hohe Schornstein der Whisky-Brennerei, ansonsten sah alles normal aus.

Die kleinen Häuser, die engen Straßen, das Kopfsteinpflaster, die Kneipen oder auch Destillen, wie manche sagten, fehlte nur noch der Mann im Kilt.

Der begegnete uns nicht. Dafür hörten wir plötzlich einen Schrei. Wir standen etwa in der Mitte des Dorfes, und der Schrei war aus einer Seitengasse gekommen. Wir sahen sie, als wir uns drehten, und sie kam uns vor wie ein dunkler Schlauch.

»Da hinein!« zischte Suko.

Ich war bereits unterwegs, während mir der Chinese den Rücken deckte.

Bevor ich stoppen konnte, sprang mich die Gefahr an.

Eine Katze schoß aus der Gasse. Schwarz mit türkis leuchtenden Augen. Sie war so erschreckt und aufgewühlt, daß sie mich fast mit ihren Krallen im Gesicht erwischt hätte. Im letzten Augenblick konnte ich meinen Kopf zur Seite nehmen, und die Katze verfehlte mich.

Hinter mir kam sie auf die Beine und verschwand schattenhaft in der Finsternis.

»Eine Katze«, sagte Suko. »Sie wird auch so geschrien haben.«

Ich nickte. »Klar, aber warum hat sie geschrien?«

»Warum schreien Katzen?«

»Nicht ohne Grund. Und den werde ich erforschen.« Ich fingerte bereits nach meiner Bleistiftleuchte, um den Schlauch vor uns zu erhellen.

Viel sahen wir nicht. Es war eigentlich nicht nötig, denn vor uns lag

ein schmaler Weg. Links befand sich die Hauswand, rechts eine Mauer. Und in der Wand sah ich nach wenigen Schritten die Umrisse eines Fensters.

Als ich näherkam, da bemerkte ich, daß das Fenster nicht geschlossen war.

Man hatte es gekippt.

Vor dem Fenster blieb ich stehen und lauschte. Durch die kleine Scheibe konnte ich nichts sehen, denn im Raum dahinter war es finster. Dafür hörte ich etwas.

Schwere Atemzüge, dazwischen ein Seufzen und Stöhnen, als würde jemand unter Schmerzen leiden.

Oder unter Träumen…

Ich bemerkte Suko neben mir und legte einen Finger auf die Lippen. Der Chinese verstand. Gemeinsam lauschten wir den Geräuschen. Der Person im Raum erschien es nicht gut zu gehen. Zudem hörten wir das Knarren eines Betts, was unsere Annahme nur bestätigte, daß hinter dieser Scheibe jemand lag und nicht einschlafen konnte.

Das hatte seinen Grund. Für mich kam nur einer in Frage. Es mußte der Alp sein.

Ich wollte ihn sehen. Das Fenster stand, wie ich bereits erwähnte, schräg. Zum Glück war der Spalt groß genug, um einen Arm dazwischenzuklemmen.

Ich hob den rechten, in dem ich die Lampe hielt, und schob meine Hand zwischen Fenster und Rahmen. Eine störende Gardine war zum Glück nicht vorhanden, so daß es mir sogar gelang, die Hand noch ein wenig zu bewegen.

Dann schaltete ich die Lampe ein.

Der dünne Strahl bohrte sich in die Dunkelheit. Viel konnte ich nicht sehen. Leider stach er am Bett vorbei und traf nur einen dunklen Stuhl, auf dem die Kleider einer Frau lagen.

Im gleichen Augenblick verstummten die Geräusche.

Und plötzlich huschte etwas Schwarzes durch den Lichtschein und war im nächsten Moment verschwunden.

Der Alp!

Verdammt, er war da. Wenn wir uns beeilten, dann konnten wir ihn unter Umständen packen.

Ich war drauf und dran, die Scheibe einzuschlagen, als ich einen erschreckten Ruf vernahm. Danach knarrte das Bett stärker und jemand rief mit sich überschlagender Stimme: »Einbrecher, Einbrecher!«

Die Person war erwacht. Für uns wurde es Zeit, daß wir wegkamen.

Hastig zog ich meine Hand zurück und eilte mit Suko die schmale Gasse entlang, damit wir wieder die Straße erreichten. Als wir dort stehenblieben, fiel Licht aus dem Fenster und malte einen hellen Fleck

in die Gasse.

Ich schaute Suko an.

»Er ist verschwunden«, sagte der Chinese. Dabei deutete er in die Runde. »Irgendwo hier in der Umgebung steckt er.«

»Ja.«

»Ob er es geschafft hat?«

»Ich glaube nicht. Wir sind noch rechtzeitig gekommen.«

»Aber wir können nicht überall zur gleichen Zeit sein.«

Da hatte mein Freund ein wahres Wort gesprochen. Ich dachte darüber nach, ob es jetzt schon Sinn hatte, zum Friedhof zu gehen und dort auf den Alp zu warten. Daß er unterwegs war, hatten wir deutlich genug gesehen.

Suko war auch dafür, unser eigentliches Ziel jetzt schon aufzusuchen.

Ich hatte keine Widersprüche. Trotzdem machten wir noch eine Runde durch das Dorf.

Es gab drei Gasthäuser. Wir passierten alle und schauten auch durch die Fenster in die Schankräume hinein.

Leer sahen wir sie. Kaum einer hatte noch Lust, sich vollaufen zu lassen.

In Maghel war es ruhig. Es schien mir so, als hielten die Bewohner den Atem an. Jeder wußte, welche Schrecken auf dem Friedhof geschehen waren, deshalb traute sich niemand aus den Häusern.

Sie blieben zurück.

»Da bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als wirklich nur zu warten«, meinte Suko, wobei er auf einen schmalen Weg deutete. Er führte zum Friedhof.

Wir schlugen ihn ein.

Schon jetzt merkte man die Nähe des Totenackers. Es war so ein typischer Geruch, den eigentlich alle Friedhöfe an sich haben. Da roch es nach Laub, nach verwelkenden Blumen, nach Gräbern, feuchter Erde, Tod und Vergänglichkeit.

Wir hatten vorhin einen Bogen geschlagen und waren um den Ort herumgegangen, so daß wir uns nun dem Friedhof von einer anderen Seite her näherten. Und zwar kamen wir von dort, wo auch die Kirche stand. Hinter ihr begann der Wald. Wir sahen die dicht an dicht stehenden Bäume nur als kompakten Schatten.

Einen plattierten Weg erreichten wir. Er führte zur Kirche hin, traf allerdings davor auf einen Pfad, der uns zum Friedhof brachte. Ihn schlugen wir ein.

Ein schwacher Lichtschimmer geisterte durch die Büsche. Er lag rechts von uns, drang aus keinem Kirchenfenster, sondern von dorther, wo wir das Pfarrhaus vermuteten. Dem Geistlichen hatten wir nicht Bescheid gesagt, wir wollten den Fall allein lösen, wenn es eben möglich war.

Wir bemühten uns, so wenig Geräusche wie eben möglich zu machen.

Auch schauten wir uns um, suchten in der Dunkelheit die Schwärze des gefährlichen Alps.

Wir sahen nichts.

Schließlich standen wir vor der Friedhofsmauer. Hier hörte auch der Weg auf. Die Mauer war nicht sehr hoch. Es gelang uns, über sie hinwegzuschauen.

Trotz der schlechten Lichtverhältnisse erkannte ich die Zerstörung auf dem Friedhof. Das abgestürzte Segelflugzeug hatte eine regelrechte Schneise in die Büsche geschlagen. Die Trümmer des Flugzeugs lagen verstreut umher.

»Schau dir mal das Tor an«, wisperte Suko.

Ich senkte ein wenig den Blick. Es war wirklich außergewöhnlich. Das Tor bestand aus zwei Hälften. Auf der linken Seite war der Tod in Form des Knöchernen zu sehen, auf der rechten eine Figur, die einen Heiligenschein besaß. Beide reichten sich die Hand.

Es war symbolisch dargestellt. Der Tod und die Auferstehung. Anfang und Ende. Ein wirklich interessantes Bild.

Suko drückte das Tor auf. Es quietschte nicht einmal in den Angeln, so gut war es geölt. Hinter uns schlossen wir es und machten uns auf den Weg zu unserem eigentlichen Ziel.

Um die Gruft mit dem Höllenauge zu erreichen, mußten wir quer über den Friedhof. Unsere Schuhe versanken auf den matschigen Wegen.

Auf den kleinen Gräberfeldern sahen wir die Steine. Manchmal leuchteten oder schimmerten sie geisterhaft fahl, hervorgerufen durch Metalleinschlüsse innerhalb des Gesteins.

Die noch kahlen Bäume zeigten mit ihren Ästen und Zweigen ein gespenstisches Filigran. Sie bildeten über unseren Köpfen ein regelrechtes Netz, dann mußten wir uns nach links halten und erreichten endlich das Gebiet, in dem sich auch die Gruft mit dem Höllenauge befand.

Sofort fiel uns das Leuchten auf.

Zum erstenmal sah ich es, und wir blieben ein paar Schritte vor dem Grabstein stehen.

»Ein Auge!« hauchte Suko. »Verdammt, das ist tatsächlich ein Auge.«

Er hatte sich nicht getäuscht. In der Mitte des Grabsteins befand sich in der Tat ein rotes, glühendes Auge. Und darüber funkelte eine Schrift.

JOHN SINCLAIR Es war schon seltsam, seinen eigenen Namen dort zu lesen. Ich konnte die Gänsehaut nicht unterdrücken, die über meinen Rücken rann. Würde später einmal mein eigener Grabstein ähnlich aussehen?

Das war die große Frage, um die ich mich jetzt nicht kümmern konnte, denn ich wollte das Auge zerstören.

Das Grab lag noch immer offen. Die schwere Steinplatte blieb auch weiterhin verschwunden, als hätte es sie nie gegeben. Wer nicht achtgab, fiel in das Grab hinein. Wir gingen einen Bogen und näherten uns dem Stein von der Seite. Genau schauten wir ihn an.

Das Auge bewegte sich. Allerdings nicht an seinen äußeren Rändern, sondern in der Mitte, wo es besonders rot glühte. Ich ging noch näher heran und erkannte lange, rote Schlieren, die innerhalb des Auges wallten. Allerdings sah ich noch mehr. Hinter den Schlieren befand sich eine alptraumhafte Landschaft, die von schrecklichen Monstren bevölkert wurde.

Ein Pandämonium, wo Wesen sich ein Stelldichein gaben, die in Fabeln und Märchen vorkommen. Man hatte den Verfassern der Geschichten niemals geglaubt, wir allerdings sahen, daß die höllischen Gestalten der Schriftsteller von ihnen selbst entdeckt worden und nicht nur ihrer Fantasie entsprungen waren.

Lautlos glitt ein grünlich schillerndes Monstrum mit drei Köpfen auf mich zu. Als es die Mäuler öffnete, sprangen schwarze Zungen hervor, und aus den Augen drangen wurmartige Gebilde.

Unwillkürlich zuckte ich zurück. Die gesamte Szenerie erinnerte mich an das Zentrum des Schreckens, in das ich vor kurzem gestoßen worden war, als ich das Tor zur Hölle aufgestoßen hatte. [2]

Der Satan machte mit diesem Grabstein die Hölle transparent. So kam es mir vor, weil jeder einen Blick hineinwerfen konnte. Schuld daran trug das Höllenauge.

Das wollte ich zerstören!

Die Gruft bedeutete eine große Gefahr für die Menschen. Sie sollte nicht mehr länger existieren. Ich saugte den Atem durch die Nase ein und nickte Suko zu, wobei ich schon die Kette mit dem Kreuz über meinen Kopf streifte.

»Freie Bahn!« flüsterte der Chinese. Ich wog mein Kruzifix noch einen Moment auf der flachen Hand und führte es dann auf das Auge zu.

Würde das Kreuz es schaffen?

Gut gegen Böse - Himmel gegen Hölle…

Plötzlich begann das Auge zu zucken. Das geschah nicht wie das bei einem Menschen, es bewegte sich nur an den Rändern. Dort zerfaserte es, klappte hoch und vibrierte.

Ich stieß das Kreuz mitten hinein.

Ein seltsames Zischen erklang, als würden sich die Türen eines Zugs schließen. Gleichzeitig verschwand das düstere Rot. Das geschah nicht von einem Augenblick zum anderen, sondern nur langsam. Es wurde dunkler, immer dunkler, die schwarze Farbe überwog, und als ich das Kreuz aus dem Auge zog, hatte ich bereits keinen Durchblick mehr in

eine andere Dimension.
Das Höllenauge war tot!
Und auch mein Name verblaßte. Ein letztes Flirren noch, dann starrte ich auf den nackten Stein ohne Schrift. Dort wo das Auge gesessen hatte, befand sich ein schwarzer Fleck im Stein.
Ich steckte das Kreuz in die Tasche und drehte mich zu Suko um. Meine Lippen hatten sich zu einem Lächeln verzogen. »Jetzt bin ich mal gespannt, was der Alp macht. Der Rückzug in die Hölle ist ihm versperrt, in seinen Sarg kann er auch nicht mehr, er wird sich stellen müssen.«
»Und gefährlich sein.«
»Da sagst du was.«
Suko schaute sich schon um. Er brummelte etwas, das ich nicht verstand und fragte: »Was ist los?«
»Ich suche nach einer Stelle, wo wir uns verstecken können. Wir müssen zudem die Gruft im Auge behalten können.«
Eine Buschgruppe kam uns gelegen. Sie lag nicht weit entfernt und wuchs um ein Grab herum. »Die Stelle scheint mir am günstigsten zu sein.«
Suko war einverstanden. Kaum hatten wir das Grab meines Ahnherrn verlassen, als Suko stehenblieb und seinen Kopf witternd hob.
»Was ist?«
»Da stimmt was nicht, John.« Mein Partner senkte seine Stimme zu einem Flüstern. »Ich habe das verdammte Gefühl, daß wir nicht mehr allein auf diesem Totenacker sind.«
»Der Alp?«
»Nein, andere.«
»Menschen also?«
»Möglich.«
»Hast du Schritte gehört?«
Suko hob die Schultern. »Ich bin mir eben nicht sicher. Laß uns mal vorgehen.«
Das taten wir auch. Möglichst geräuschlos bewegten wir uns auf unser Ziel zu. Wir hatten die Buschgruppe noch nicht erreicht, als es geschah.
Plötzlich bewegten sich die Zweige, und aus den Büschen stürmten sechs Männer, die sich uns beide als Ziel ausgesucht hatten.
Über ihren Köpfen schwebte eine dunkle, schwarze Wolke.
Der Alp!

***

Die Männer hatten während des Schlafs ihre genauen Befehle bekommen. Und die saßen so fest in ihrem Unterbewußtsein, als wären sie dort verleimt. Sie ließen sich durch nichts von ihrem

Vorhaben abbringen, zudem waren wir nur zu zweit, sie befanden sich in der Überzahl.

Und sie waren bewaffnet.

Zwar besaßen sie keine Schießeisen oder Messer, aber die Hartholzknüppel reichten aus, um uns einige verdammt unangenehme Minuten zu bereiten.

Suko und ich waren auf solche Dinge trainiert. Wären es Dämonen gewesen, Zombies oder Ghouls, hätten wir keinen Augenblick gezögert und sofort geschossen. Aber es waren Menschen, irregeleitete Personen, ferngelenkt von einem grausamen Wesen, daß unseren Tod und die Vernichtung wollte.

Wir sprangen zu beiden Seiten weg. Suko nach links, ich nach rechts.

Wir hofften darauf, daß sich auch die Angreifer teilten, dies geschah.

Drei wandten sich mir zu, die anderen konzentrierten sich auf meinen Freund.

Trotz der Finsternis erkannte ich, daß es kräftige Männer waren, erfüllt von Wut und Zorn, geleitet von den Gedanken des Bösen.

Die Dunkelheit verzerrte ihre Körper, ließ sie noch wuchtiger und größer erscheinen, als sie tatsächlich waren. Gefährlich leuchteten ihre Augen, und der erste schlug auch schon zu. Was Suko machte, konnte ich nicht sehen, von links hörte ich nur ein Keuchen und mußte den ersten Hieb abwehren.

Das gelang mir ganz gut. Mit der Handkante fegte ich gegen den herabsausenden Arm, der Schlag geriet aus der Richtung, und der Knüppel verfehlte meinen Kopf.

Meine rechte Faust schleuderte den Angreifer zurück. Ich hatte ihn hart getroffen, er fiel zu Boden und seinen beiden Kumpanen vor die Füße, die über ihn springen mußten und so aus dem Rhythmus kamen.

Dann war ich bei ihnen.

Meine Fäuste arbeiteten präzise. Ich hörte das Klatschen, das Keuchen der Männer und trieb sie mit gezielten Schlägen zurück. Einer fiel in das Gebüsch. Er breitete dabei die Arme aus wie eine Fledermaus ihre Schwingen, und ein Grabstein stoppte seinen Flug. Mein nächster Schlag sauste ins Leere. Die Faust wischte dicht am Kinn eines Gegners vorbei. Ich zerbiß einen Fluch und kämpfte weiter. Bisher hatte ich noch keinen Schlag mit dem Knüppel abbekommen, das allerdings änderte sich, als der zuerst von mir niedergeschlagene Typ seinen Arm ausstreckte und meinen rechten Fußknöchel umklammerte.

Nichts rettete mich mehr vor einer unfreiwilligen Landung. Ich fiel auf den schlammigen Boden, schlug mit dem Gesicht auf und hörte hinter mir ein Pfeifen.

Ein verdammt bekanntes Geräusch. Hastig nahm ich den Kopf zur

Seite.

Ich zog ihn ein und drehte ihn gleichzeitig nach links. Deshalb traf mich der Schlag nicht voll, sondern streifte nur mein Ohr. Mein Gesicht verzerrte sich, der Schmerz war verdammt schlimm, und der zweite Hieb dröhnte auf meine Schulter.

»Ich hab' ihn!« keuchte der Schläger. »Verdammt ich habe ihn.«

Mühsam wälzte ich mich auf den Rücken, und es gelang mir, einen weiteren Hieb mit dem Knüppel zu parieren. Mein Gegner kniete vor mir, sein helles Gesicht leuchtete, die Augen waren weit aufgerissen, er hatte wuchtig zugeschlagen, und hätte dieser Hieb getroffen, wäre es unter Umständen aus gewesen.

Vielleicht war es Zufall, auf jeden Fall schlossen sich meine Finger gedankenschnell, und es gelang mir, den Hartholzknüppel an mich zu reißen.

Erschreckte Augen starrten mich an. Aus dem Handgelenk schlug ich zu.

Es war ein dumpfes Geräusch, als der Knüppel die Stirn des Gegners traf und die Wucht des Treffers ihn einfach umhaute.

Das war meine letzte Aktion. Da ich mich auf nur diesen einen Gegner konzentriert hatte, bekamen die anderen Gelegenheit, sich zu sammeln.

Das taten sie auch.

Und sie schlugen zurück.

Der Hieb mit dem Knüppel traf meinen Nacken. Es war wie ein Schock.

Zuerst spürte ich noch den Schmerz, der mich zu zersprengen drohte, dann wurde ich nach vorn geschleudert und merkte nicht mehr, wie ich auf die feuchte Friedhofserde fiel…

***

Als ich erwachte, konnte ich mich nicht bewegen. Das hatte seinen Grund. Man hatte mich gefesselt.

Allerdings nicht die Hände oder die Füße, nein, meine Gegner hatten es viel raffinierter angestellt. Ich war an das Tor des Friedhofs gebunden worden.

Hinzu kam, daß die Kerle Blumendraht benutzt hatten, der meine Hand sowie Fußgelenke mit dem Eisen des Tors verband. Ich hing da nach vorn gebeugt, denn das Tor war nicht so groß, daß es mir bis zum Kopf reichte. Mein Gewicht drückte nach vorn, der Draht schnitt in die Haut, und diese Schmerzen waren fast schlimmer, als die in meinem Kopf.

Sie spürte ich auch. Besonders im Nacken, wo mich der Hieb mit dem Knüppel getroffen hatte, lag das Zentrum. Von ihm gingen regelrechte kleine Explosionen aus.

Die Männer waren noch da.

Wie eine Mauer umstanden sie mich und schauten mich an, als ich die Augen aufschlug. Zuerst sah ich sie nur verschwommen, dann, nachdem ich ein paarmal tief durchgeatmet hatte, klärte sich der Blick, und ich erkannte sie genauer.

Sie hielten ihre Knüppel in den Händen. Ich zählte auch sechs Männer, so daß die Folge auf der Hand lag. Es war Suko wie auch mir nicht gelungen, einige von ihnen auszuschalten. Sie hatten den Chinesen ebenfalls überwältigen können.

Nur wo befand er sich?

Mein Blick glitt nach rechts. Zwischen den Männern und mir lag dort eine männliche Gestalt am Boden.

Suko!

Er hatte es wie ich nicht geschafft. Die anderen waren doch stärker gewesen.

Mühsam hob ich den Kopf und schaute in ihre Gesichter. Einige kamen mir bekannt vor. Am späten Nachmittag hatte ich die Männer gesehen, als wir den Rundgang durch die Fabrik machten. Nur hatten sie da noch nicht den verdrehten Augenausdruck besessen, der mir bewies, daß sie unter einem Bann standen.

Der Alp hatte zugeschlagen!

Ich verfluchte innerlich das Wesen, das einmal mein Ahnherr gewesen war. Wir hatten uns reinlegen lassen. Das Höllenauge auf dem Grabstein war zwar zerstört, doch der Alp existierte weiter, und er hatte Helfer gefunden.

Menschen!

Keine Dämonen. Doch es war ihm gelungen, das Unterbewußtsein der Menschen so zu beeinflussen, daß sie ihm gehorchten. Er hatte seine magischen Kräfte voll ausgespielt. Zuvor hatte er sich immer zurückgehalten, war den Menschen nur als monströses Wesen in der Nacht erschienen und hatte bei ihnen die Alpträume verursacht. Jetzt lief die Sache anders. Der Alp hatte sein eigenes Gebiet verlassen und tötete auch. Dabei hatte er es tatsächlich geschafft, seine Feinde auszuschalten. Wir befanden uns in seiner Gewalt.

Einen Befreiungsversuch konnte ich mir sparen. Die Fesseln waren so angelegt, daß es schon schmerzte, wenn ich meine Hände überhaupt nur bewegte und der Draht über die Haut scheuerte. Noch war sie nicht aufgerissen, wenn ich allerdings nicht stillhielt, würden meine Hände bald anfangen zu bluten.

Vom Boden her vernahm ich ein schweres Seufzen. Suko erwachte ebenfalls. Er drehte sich und schien jetzt zu merken, daß er gefesselt war, denn er zuckte zusammen.

»He, Tiger!« rief ich krächzend.

Er verdrehte die Augen und schielte zu mir hoch. Seine Lippen

verzogen sich. »Haben Sie dich auch erwischt, John?«
»Und wie.«
»Dabei dachte ich, daß du es schaffst.«
»Wer kann denn von uns so gut Karate?«
»Ach, hör auf! Mir ist ein eingesunkenes Grab zum Verhängnis geworden. Ich knickte plötzlich weg, und da erwischten sie mich. Dabei kam ich gerade in Form.«
»Jetzt nicht mehr.«
Die Männer hatten uns reden lassen, ohne uns zu unterbrechen. Mir schien es, als warteten sie auf irgend etwas, und ich hatte mich nicht getäuscht.
Der Alp näherte sich!
Zuerst nahm ich ihn nur aus den Augenwinkeln wahr. Ich glaubte, etwas Schwarzes rechts von mir zu erkennen. Suko konnte ihn aus seiner Lage besser beobachten, und ich sah, wie sein Gesicht versteinerte.
Ich dachte an unsere Waffen. Wir trugen sie bei uns, starke Mittel, doch einsetzen konnten wir sie nicht, weil man uns auf diese raffinierte Art und Weise gefesselt hatte. Auch Suko konnte nicht an seinen von Buddha geerbten Stab heran, und so blieb uns nichts weiter übrig, als auf ein Wunder zu hoffen.
Zwei Geisterjäger gefangen! Das hatte es wirklich selten gegeben, und ich fragte mich, ob wir den Fall nicht zu leicht genommen hatten.
Meine Schultern schmerzten auch, denn die vornübergebeugte Haltung war nicht gerade ein Vergnügen für die Gelenke. Sie wurden ungemein strapaziert, da hatte es Suko schon besser.
Der Alp kam lautlos. Plötzlich wallte zwischen den Helfern und mir ein schwarzes, wolkenartiges Gebilde, aus dem zwei grüne Augen stachen, die mich fixierten.
Augenblicklich spürte ich die böse Aura meines Ahnherrn, die mich wie ein eisiger Hauch traf, und über meine Haut lief ein Frösteln.
Nie hatte ich den Alp so deutlich gesehen, und ich konnte mir kaum vorstellen, daß er einmal zu meinen Ahnherren gezählt hatte.
Was würde er tun? Würde er sich auf meine Brust setzen, wie es seine Art war, um zu versuchen, mir den Atem zu rauben, damit ich elendig erstickte?
Oder würde er mir die schlimmen Träume bringen? Wollte sein Geist in mein Bewußtsein dringen?
Leider bin ich kein Telepath und konnte auch keine magische Sperre in meinem Hirn aufbauen, aber ich konzentrierte mich voll auf ihn, um die dämonischen Gedanken so weit wie möglich von mir fernzuhalten.
Konnte er sprechen?
Ja, eine tiefe, geisterhafte Stimme drang aus der schwarzen Wolke

und wurde von Suko als auch von mir vernommen. »Du bist John Sinclair«, sagte er, »du trägst meinen Namen, und ich habe viel von dir gehört. Asmodis berichtete mir von dir, und selbst der Teufel hat ein wenig Respekt vor dem Geisterjäger bekommen. Als ich mich vor langer Zeit mit ihm verband, da dachte ich nicht daran, daß es einmal jemand geben würde, der auch meinen Namen trägt und auf der falschen Seite steht. Ja, John Sinclair, du stehst auf der falschen Seite, und bekämpfst uns, wo es nur eben geht. Das wird dir in Zukunft nicht mehr gelingen, denn der Teufel selbst hat mich aus meinen Fesseln entlassen und mir die Kraft gegeben, Menschen nicht nur zu manipulieren, sondern sie auch zu töten. Bei einem habe ich es bewiesen, er lebt nicht mehr. Du wirst der zweite sein, und dein Freund der dritte. Ich werde mich auf dich legen und dir langsam die Luft aus den Lungen saugen. Mein Druck, der Alp, wird dich vernichten. Grausame Träume habe ich genug geschickt. Jetzt werde ich töten und auch töten lassen, denn diese sechs Männer hier sind meine ersten Heller. Ich habe ihnen so starke Träume geschickt, daß sie unter Hypnose stehen und diese Träume in die Tat umsetzen. Es waren Mordträume, und sie sollen dafür sorgen, daß es Tote gibt. Sie sollen und werden ihre Träume in die Tat umsetzen.«

Er hatte lange gesprochen, und von mir war jedes seiner Worte aufgesaugt worden.

Ich hatte auch begriffen. Aus dem Alp war mit Hilfe der Hölle eine Bestie geworden, die nun ihr wahres Gesicht zeigte.

Die Dämonenfratze!

Während seiner Worte hatte ich das Gefühl gehabt, als würden seine Augen noch stärker leuchten. Er bewegte sich auch und wuchs vor mir auf. Wie eine schwarze Woge wirkte er, die über mir zusammenschlug, und ich merkte den plötzlichen Ansturm der grauenhaften Gedanken in meinem Kopf. Es waren schlimme Visionen, sie kamen alle auf einmal, so daß ich einzelne nicht trennen konnte und aus diesem Grund auch kein klares Bild bekam.

Dann zog sie der Alp zurück.

Sofort war mein Kopf wieder frei, nur noch die Schmerzen an der hinteren Seite blieben.

Er hatte mir bewiesen, wie stark er war, und ich glaubte nicht, daß ich allein mit der Kraft meines Geistes gegen ihn ankommen konnte. Nein, ich war hilflos.

Und Suko?

Ihm ging es nicht besser als mir. Obwohl er sich vielleicht besser gegen den Dämon wehren konnte, denn er besaß die Gabe, völlig abschalten zu können, um hineinzufallen in die Meditation.

Die rauhe Stimme des Dämons unterbrach meine Gedanken. »Noch seid ihr am Leben«, sagte er. »Und ich werde euch auch nicht töten

lassen. Nein, das übernehme ich selbst. Ich will euch allerdings meine Pläne mitteilen. Diese sechs Männer hier habe ich ausgesucht und ihnen meine schrecklichen Träume gegeben. Für mich sind sie Balsam, für die Menschen Gift. Dieses Gift werden sie verspritzen, denn ich schicke sie in den Ort, damit sie ihre Träume nachvollziehen können. Väter werden ihre Söhne umbringen, da zünden Männer ihre Häuser an und sehen zu, wie die Angehörigen verbrennen, um sich an den Schreien zu ergötzen. Maghel wird in ein Chaos stürzen, und ich, der Alp, kann nur lachen.«

Das waren grausame Zukunftaussichten. Es kostete mich Überwindung, eine Frage zu stellen. »Bist du der einzige Alp oder gibt es noch mehr von deiner Art?«

Zum erstenmal hörte ich ihn lachen. Es klang finster und drohend aus der Wolke mit den grünen Augen. »Natürlich bin ich nicht der einzige. Alps gibt es auf der Welt, denn sie allein bringen den Menschen die grausamen Träume. Einer schaffte es nicht. Der Satan besitzt eine Armee.« Abermals lachte er, und mir rann ein Schauer über den Rücken.

Diese Wahrheit war nicht gerade erhebend für uns. Ich wollte nicht weiter darüber nachdenken, denn im Augenblick hatte ich andere Sorgen. Mein Blick fiel auf Suko, und ich sah dessen verzerrtes Gesicht.

Der Chinese signalisierte mir Hoffnungslosigkeit, denn wir konnten es einfach nicht schaffen.

Für die nächsten Sekunden waren wir uninteressant geworden. Der Alp wandte sich an seine Diener. Er gab ihnen einen stummen Befehl. Wir sahen, wie sie kehrtmachten und bereits nach wenigen Schritten von der Dunkelheit verschluckt wurden.

Diese Männer hatten ein Ziel.

Das Dorf, wo ihre Freunde, Verwandten und Mitbürger völlig ahnungslos waren.

Die Wolke bewegte sich wieder und drehte sich dabei um die eigene Achse. Das grüne Augenpaar starrte mich an. Ich hörte die dumpfe, haßerfüllte Stimme.

»Nun zu dir, Namensvetter…«

***

Mit einem Knall fiel die Tür hinter Horace F. Sinclair zu. Der ältere Herr blieb auf der Treppe stehen, drückte seinen Oberkörper durch und holte tief Luft.

Die Kühle tat ihm gut. In Millers Haus war es zu warm gewesen. Er hatte es einfach nicht mehr aushalten können. Nicht nur wegen der Wärme, sondern auch wegen seines Sohnes.

John und Suko waren allein gegangen, und er war zurückgeblieben.

Aber hatten sie sich nicht zuviel vorgenommen? Horace F. Sinclair war überzeugt, daß man diesen dämonischen Gegner nicht so ohne weiteres besiegen konnte, auch wenn man Routine hatte wie John Sinclair und Suko. Sechs Augen sehen immer mehr als vier, und so war Horace Sinclair zu dem Entschluß gekommen, die Abmachung, die er mit seinem Sohn getroffen hatte, zu brechen.

Er hatte das Haus verlassen, ohne auf die Proteste seines Freundes Gordon Miller zu hören.

Miller hatte Angst. Verständlich auch. Dessen Sohn war ja nicht in Gefahr, vielleicht hätte er dann anders gehandelt.

Horace F. Sinclair wußte, wie er zu gehen hatte. Der Weg zum Friedhof schwebte ihm noch genau vor, und er schlug auch den kürzesten ein.

In Maghel war es ruhig. Seltsam ruhig, wie Sinclair fand. Hinter den zahlreichen Hausfenstern brannte kaum Licht, und der Anwalt hatte das Gefühl, als wären die Einwohner samt und sonders schlafen gegangen.

Dabei war es noch früh. An Mitternacht fehlten zwei Stunden. Und trotzdem lag alles dunkel, bis auf eine einsame Kneipenbeleuchtung, die allerdings ausgeschaltet wurde, als er den Pub passierte.

Die Ruhe vor dem Sturm…

Dieser Vergleich fiel Sinclair ein, und so kam es ihm auch vor. Er selbst hatte ja innerhalb des Millerschen Hauses den Druck gespürt, der auf seinem Kopf lastete. Allerdings hatte er es auf die Wärme in dem überheizten Zimmer geschoben, doch als er jetzt durch das stille Dorf ging, dachte er doch anders über den Fall.

Ob diese Stille etwas mit dem Alp zu tun hatte? War er bereits unterwegs und breitete seine dunklen Schwingen über die Einwohner aus, damit er sie in seinen Bann ziehen konnte?

Bisher hatte Horace F. Sinclair nur seine eigenen Schritte vernommen.

Er blieb jedoch stehen, als die Echos fremder Schritte an seine Ohren hallten.

Hallten, das war genau der richtige Ausdruck. Denn es hörte sich so an, als würden mehrere Personen gehen. Und, sie kamen vom Friedhof zurück.

Sinclair wurde sehr mißtrauisch. Er suchte nach einem Versteck und hatte auch sehr schnell einen Holzstapel gefunden, hinter dem er sich verbergen konnte.

Die Schritte wurden lauter. Hauswände warfen die Echos zurück. Dann waren die anderen da.

Sechs Männer zählte Sinclair. Sie gingen nebeneinander und waren mit Knüppeln bewaffnet.

Da sie vom Friedhof kamen oder zumindest aus der Richtung, hatte

Horace F. Sinclair einen schrecklichen Verdacht. Konnte es möglich sein, daß die sechs Männer zu den Freunden des Alps gehörten und John sowie Suko überwältigt hatten?

Die Männer passierten Sinclair, ohne ihn zu sehen. Der Anwalt schaute ihnen nach, bis sie um eine Ecke bogen, wo dann auch die Schritte verklangen.

Es wurde Zeit.

Sinclair hatte es plötzlich sehr eilig. Sein Gefühl sagte ihm, daß auf dem Friedhof nicht alles mit rechten Dingen zuging. Hatte er vorhin Rücksicht genommen, so achtete er jetzt nicht mehr auf Geräusche.

Er begann zu rennen…

Ich hatte die Todesdrohung des Alps wohl verstanden und machte mich darauf gefaßt, daß er sie in die Tat umsetzen würde. Ja, er wollte mich vernichten, daran gab es nichts zu rütteln.

John Sinclair tötet John Sinclair! Welch ein Wahnsinn!

Um sich zu beweisen und seine Stärke zu demonstrieren, wuchs er vor meinen Augen zu einer immensen Größe empor. Er war ein wallendes Gebilde, eine riesige Wolke, die fressen wollte und für die der Mensch nur ein Winzling war, mehr nicht.

In ihr leuchteten die Augen. Zwei grüne Punkte, klein, aber wegen des farblichen Unterschieds gut zu erkennen.

Ich zerrte jetzt doch an meinen Fesseln. Es waren keine überlegten Handlungen, sondern wilde, verzweifelte Befreiungsversuche, weil ich keine andere Chance mehr sah.

Der Draht hielt.

Und es geschah das, was ich befürchtet hatte. Er scheuerte mir die Haut auf. Ich spürte ein bissiges Stechen an meinen Händen, als hätte jemand mit einem kleinen Messer geschnitten.

Vielleicht lenkte mich der Schmerz von dem ersten grausamen Gedankensturm des Alps ab, er kam nicht so recht durch in mein Gehirn, merkte dies wohl und zog sich zurück, allerdings nur, um sich zusammenzuballen, damit er zu einer schwarzen Kugel wurde, die langsam in der Luft voranrollte und sich auf mich zubewegte.

Auf meine Brust…

Das Gebilde wurde länger, ovaler und erinnerte mich an eine aufgeblasene Schlange.

Dann hatte sie Kontakt!

Der Druck auf meiner Brust! Auf einmal spürte ich ihn, und er verstärkte sich innerhalb von Sekunden. Der Alp setzte all seine Kraft ein, wobei ich mich fragte, wie ein Wesen, das als Wolke vor mir quoll, so etwas nur schaffen konnte.

Der Atem wurde mir buchstäblich geraubt. Zum Glück hatte ich vor der Berührung tief eingeatmet, so konnte ich die Luft anhalten und auch dem ersten plötzlichen Ansturm widerstehen.

Die Sicht auf Suko war mir versperrt, denn die Wolke wallte vor meinem Körper hoch, und das grüne Augenpaar befand sich etwa in Höhe des meinigen.

Schlimme Gedanken durchtobten mein Gehirn. Sie breiteten sich aus und wurden intensiver, je mehr sich der Druck verstärkte. Ich versuchte verzweifelt an mein Kreuz zu denken, das in der Tasche steckte und von dem Verfluchten überhaupt nicht berührt wurde.

›Ersticken, John Sinclair, das wirst du…‹ Da war die Stimme in meinem Hirn. Sie gehörte nicht dem Alp, sondern einem anderen, dem ich auch schon Auge in Auge gegenübergestanden hatte.

Asmodis!

Er meldete sich aus den Tiefen seines schrecklichen Reiches, um mich zu verhöhnen und zu verspotten.

Er würde triumphieren!

›Im Zentrum des Schreckens hast du gesiegt, Sinclair. Jetzt siege ich. Alles hole ich mir zurück - alles…‹ Danach verstummte seine Stimme, und in meinem Kopf klang nur ein dumpfes Brausen auf.

Atmen konnte ich nicht mehr. Der Druck auf meiner Brust wurde unerträglich. Zudem hatte ich meinen Oberkörper zwangsläufig zurückgebogen. Die harten Eisenstäbe stachen in meinen Rücken und hinterließen dort ein Muster.

Es war wirklich ein verzweifelter Kampf. Ich bekam es mit der Angst zu tun, zitterte an allen Gliedern, denn das Grauen wollte kein Ende nehmen, und hatte sich in meinem Kopf festgesetzt.

Schemenhafte Eindrücke füllten mein Gehirn aus. Ich konnte sehen. Es kam mir vor, als würde ich durch das Höllenauge blicken. Fratzenhafte Gestalten, Monster von widerlicher Scheußlichkeit, lebende Leichen, Ghouls, die sich gegenseitig fraßen, die Hölle öffnete in meinem Gehirn ihre Pforten und gab Geheimnisse preis.

Wann würde das endgültige Aus kommen?

Luft, ich mußte Luft kriegen. Aber wenn ich den Mund öffnete, würde der Alp durch diese Öffnung in meinen Körper dringen, und danach war alles verloren?

Wieviel Zeit blieb mir?

Drei, vier oder weniger Sekunden?

Dann schien die Zeit plötzlich langsamer abzulaufen, weil irgend etwas in meinem Kopf platzte. Auch hörte ich eine gellende Stimme, die ich kannte.

Es war nicht der Satan, der schrie, sondern ein Mensch.

Suko!

Weshalb nannte er mich nicht John, sondern Mr. Sinclair? Er konnte mich doch John nennen, er konnte…

»Das Kreuz! Das Kreuz in seiner Tasche…!«

Was rief er da?

Dann wurde ich wieder abgelenkt. Ich spürte das Brennen der Narbe auf meiner rechten Wange, ein Zeichen, daß ich unter ungeheurem Druck stand. Wobei ich den Druck gleich Angst setzte.

Ich dachte an die Erzengel, versuchte, gedanklich Kontakt mit ihnen aufzunehmen, doch meine geistigen Impulse zerflatterten.

Der Alp ließ keine anderen Gedanken zu.

Er berührte mich überall. Vorn, an der Seite - Luft…mein Gott, ich wollte atmen…

»Das Kreuuuuuzzz…!«

Ein heulender Schrei, der in die Tiefe meines Bewußtseins drang. Dann konnte ich einfach nicht mehr, ich riß den Mund auf, auch wenn der Alp in meinen Körper drang. In diesen Sekunden der höchsten Not war mir alles egal.

Ich atmete.

Mein Gott, ich konnte atmen. Frische, kühle Nachtluft drang in meine Lungen, und ich riß nicht nur den Mund weit auf, sondern auch die Augen.

Nebulös sah ich eine Gestalt vor mir stehen. Ein älterer Mann, hochgewachsen, und er hielt ein Kreuz, das aus seiner Faust schaute.

Mein Kreuz!

Wie kam er dazu, wie…

Da drehte der Mann den Kopf und schaute mir ins Gesicht. Ich wollte das Wort Vater sagen, aber ich brachte es nicht über die Lippen, denn die Welt versank in dem rasenden Wirbel der Bewußtlosigkeit…

Ich kam noch auf dem Friedhof zu mir. Suko war dabei, mir mit zwei Taschentüchern die Handgelenke zu verbinden. Als er sah, daß ich die Augen offen hatte, verzog sich sein Mund zu einem breiten Grinsen.

»Diesmal war es verdammt knapp, John.«

Ich hob die Schultern, weil ich mich noch nicht erinnern konnte.

Suko erzählte es mir. »Dein Vater ist im letzten Augenblick gekommen, der Alp hatte dich schon fast in seiner Gewalt. Ich habe alles mit ansehen müssen. Zum Glück war ich nicht bewußtlos, so konnte ich deinem Vater sagen, was er tun sollte.«

»Und was hat er getan?«

»Er hat dein Kreuz aus der Tasche gerissen und es in die verfluchte Wolke gestoßen. Er hat dir dein Leben gerettet, mein Lieber.«

Ich bekam große Augen und glaubte mich zu erinnern, daß ich meinen alten Herrn gesehen hatte.

»Nun?«

»Wenn du es sagst, Suko, dann muß es auch so stimmen.«

»Und wie. Dein Kreuz hat mit diesem Spuk aufgeräumt. Der Alp wurde buchstäblich zerrissen, eine Chance gab es für ihn nicht, denn das Kreuz zerfetzte ihn. Wir können uns wirklich gratulieren.«

Ich hörte Schritte.

Mein Vater kam, blieb neben uns stehen und ging in die Hocke. »Wie geht es dir, Junge?«

»Danke, Dad, gut. Ohne deine Hilfe…«

»Hör damit auf. Denk nur an das Grab. Da war es genau umgekehrt. Allerdings habe ich einen Wunsch, den du mir bitte nicht abschlagen darfst.«

»Raus damit.«

»Sage nur deiner Mutter nichts davon, was wir hier erlebt haben. Die bekommt im Nachhinein noch einen Herzinfarkt.«

»Worauf du dich verlassen kannst«, erwiderte ich und stemmte mich hoch. So einigermaßen konnte ich mich auf den Beinen halten, mußte mich allerdings am Tor abstützen. Dann fielen mir die sechs Männer wieder ein. Was war mit ihnen?

Ich sprach darüber. Mein Vater hatte sie gesehen. Hoffentlich hatten sich bei ihnen die Träume nicht bewahrheitet…

***

Unsere Befürchtungen blieben grundlos. Mit der Vernichtung des Alps war auch der Bann gebrochen, der die Männer umfaßt gehalten hatte.

Wir sahen sie noch auf der Straße stehen und heftig miteinander reden, wobei sie verwundert auf ihre Schlagwaffen schauten.

Als sie uns sahen, entdeckten wir kein Anzeichen des Erkennens in ihren Gesichtern.

Da wußten wir, daß noch einmal alles gut abgelaufen war.

Es wurde eine lange Nacht bei Gordon Miller. Er holte seinen besten Whisky, und wir hatten uns viel zu erzählen.

Mein Vater versprach, sich intensiver um die Ahnenforschung zu bemühen. Vielleicht erlebten wir noch irgendwelche Überraschungen.

Unser Zug fuhr erst am nächsten Abend, so war es weiter nicht schlimm, daß wir in den frühen Morgenstunden unsere Betten sahen.

London wartete wieder, und wir waren gespannt, was sich unsere Gegner inzwischen hatten einfallen lassen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 177 »Melinas Mordgespenster«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 200 »Ich stieß das Tor zur Hölle auf«, John Sinclair Nr. 201 »Im Zentrum des Schreckens«